



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Neundwanzigster Jahrgang.

N^o 32.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Gras Rubezahl.

Roman

von

Johannes van Dewall.

(Fortsetzung.)

XIII.

„Hier, ihr Schloßjungfrauen, hier bringe ich euch was mit, das lest euren Vater einmal vor!“ rief uns der Onkel Steuerrath zu, der, in den dicken Dienstmantel gewickelt, in seinem offenen Wagen von irgend einer Inspektionsreise zurückkehrte.

Dies geschah oben in der Dorfstraße von Bielau, als wir des Nachmittags von einem Täßchen Kaffee von der Frau Pastorin zurückkehrten. Die junge Frau hatte ein plötzlicher Eifer für das Wohl der armen Negerkinder erfaßt, wir strickten dort Strümpfe, um diese kleinen schwarzen Heiden der Civilisation zu gewinnen.

Der alte Herr suchte eine Zeitlang in seinen sämtlichen Täßchen herum und reichte uns zuletzt ein Stück Papier heraus. Eine Nummer der Spener'schen Zeitung war es, wenn ich nicht irre.

„Was steht denn Wichtiges darin?“ frug Grete und steckte ihr Näschen hinein.

„Etwas ungeheuer Interessantes,“ erwiderte der Steuerrath mit einem Schwanken des Kopfes und seine kleinen Neuglein lächelten pfiffig-gutmüthig unter dem breiten Mützen-schirme hervor. Ihr seid auch mit drin.“

„Hier in der Zeitung?“ fragten wir Beide zugleich mit ungläubigen Gesichtern.

„Hat der Stadtrath aus Berlin, unser Erbfeind, wieder einmal einen Prozeß gegen uns angestrengt, Onkelchen?“ fuhr Grete fort, was er mit einer Pantomime verneinte.

„Ganz was Anderes, viel Wichtigeres!“

Hier machte eine tüchtige Hutsche dem Gespräch auf offener Landstraße ein plötzliches Ende. Wir retirirten vor dem Regen in das nächste Haus, während der Steuerrath davon fuhr.

Wir waren kaum in Sicherheit, da standen wir auch schon mit den Köpfen dicht neben einander über die Zeitung gebeugt und suchten.

„Ich hab's!“ rief Grete freudig. „Pastors Karl hat sein Abiturienten-examen bestanden!“

Sie zeigte mit dem Finger auf eine Stelle. In Wirklichkeit, da stand es; es war eine amtliche Zusammenstellung derjenigen jungen Leute, welche in diesem Jahre ihr Abgangsexamen gemacht hatten. Unter denen, welche bestanden hatten von den Schülern des grauen Klosters, befand sich Karl Weiße, aus Bielau gebürtig.

„Cum laude . . . was heißt das?“ frug ich.

Grete hatte noch genug von den

lateinischen Brocken, welche ihr der Vater des jungen Mannes beigebracht hatte, behalten, um das übersetzen zu können. „Mit Lob,“ sagte mit ganz rothen Wangen und glänzenden Augen das warmherzige Mädchen.

Wir sprachen dann eine ganze Weile von Pastors Karl, von ihm, dem guten, treuerzigen Jungen, von seinen Eltern dann und seinen Geschwistern. Wir machten auch einige unwillkürliche Vergleiche zwischen dem neuen Pastor und seiner Frau und den guten alten Leuten, die vor ihnen hier in dem kleinen Pfarrhäuschen wohnten. — Wir dachten, das wäre es, was der Steuerrath gemeint hatte, und in Wirklichkeit er hatte uns eine große Freude durch diese Mittheilung gemacht; als aber am Abend Grete wie gewöhnlich vorlas, fand es sich, daß wir uns getäuscht hatten: es war nur ein Zufall, daß Pastors Karl mit in der Zeitung genannt war, weiter hinten, unter den „vermischten Nachrichten“ kam erst das Eigentliche.

Der Onkel richtete sich auf aus seiner bequemen Stellung und streckte den Kopf vor — wir Beiden aber machten große Augen.

„Wienhausen,“ stand da, „den 15. Oktober. Vor einigen Tagen hatte der Gutbesitzer Herr Steinau vom Hirschen-thaler Hof das Glück, in dem sogenannten Wolfsgrunde, kaum eine halbe Stunde von hier entfernt, im Gebirge, eine Bache und zwei Frischlinge auf einen Schuß zu treffen.“

Der Onkel runzelte die Stirn, während wir beiden Mädchen ob dieser Uebertreibung laut auflachteten.

„Narheiten!“ brummte Jener ärgerlich. Seine Ge-reiztheit verwandelte sich aber in hellen Zorn, als er die Fortsetzung erfuhr, und die armen Berliner mußten dieses Mal außerordentlich herhalten. „Der Herr Steuerrath Raud,“ — hieß es weiter — „der bei einer Inspizirungsreise Radeberg passirte, erzählte zufällig dort diese Jagdgeschichte an der Wirthstafel des ‚blauen Hechts‘, indem er hinzufügte, daß jener Herr Steinau die Wildschweine, die jetzt schon anfangen sehr rar zu werden in der Umgegend, neben den alten Steinbrüchen antraf, wo sie in dem warmen Schlamm ihre Siesta hielten. — Ein zufällig anwesender junger Gelehrter, Herr Doktor Leo Buvry aus Berlin, fing diese letzten Worte auf; erkundigte sich eines Näheren nach jener eigenthümlichen Erscheinung und begab sich noch an demselben Tage über unsern Ort und begleitet von etlichen Einwohnern nach dem Wolfsgrunde. — Der Bericht, welchen er über seine Untersuchungen der Regierung einreichte, auf deren Grund und Boden jene rauchenden Pfützen liegen, hat diese bewogen, Sachkundige dorthin zu senden, denn es unterliegt keinem Zweifel, in unserer nächsten Nähe befinden sich warme Quellen. Würden dieselben sich als heilkräftig erweisen, so stände das goldene Zeitalter uns in Aussicht. Mit der größten Spannung sieht man deshalb den Untersuchungen der Geologen entgegen.“

„Der . . . r Unsinn!“ rief der Onkel und erhob sich hastig. „Diese Herren Berliner wittern jetzt hier überall Verdienst. — Sie stellen uns das ganze Land noch auf den Kopf und machen die Leute verrückt und unzufrieden!“

Er rauchte heftig einige Züge schnell hinter einander, dann lachte er spöttisch auf.

„Drei Stück Wildpret auf einen Schuß . . . auf Ehre, das ist stark!“

Er machte sich noch eine Weile in seiner sarkastischen Art über den Steuerrath lustig, den Verfasser jenes Inserats, und die Geldgier der Berliner und sprach zuletzt die Hoffnung aus, sie würden in jenen Schlammhöchern finden, was sie verdienen, nämlich D . . . d.

Run — daß ich's kurz mache, — es kam aber ganz anders: jene Kommission erschien. Es war ein schöner Tag und wir Alle waren mit hinüber gegangen. Sie untersuchten zuerst den Schlamm und das Gestein. Der Eine von ihnen warf etwas Weißes in den lauwarmen Schmutz und schrie dann plötzlich laut auf. Es war Stärkemehl gewesen und die Brühe färbte sich blau.

Das Gestein wurde angeschlagen an mehreren Stellen, in den nächsten Tagen schon machte man Sprengungen, und als wieder solch' ein Schuß knallte und die großen Trümmer sich ablösten, brach mit einem Male, vor unser Aller Augen, ein armdicker, rauchender Wasserstrahl hervor aus dem Schooß der Erde.

Es war das wie ein Wunder — ganz bleich wurden wir vor Staunen. Ein lauter Jubel brach



Odin. Nach einem Gemälde von Landseer.

alsbald los! Jener Strahl füllte die Pfütze und lief dann über, er rieselte als ein rauchendes, schmales Wächlein hinab in's Thal.

Es war die berühmte brom- und jodhaltige, spätere Adelheidsquelle, welche hier erschlossen wurde.

Man feierte Feste, man zog mit Fahnen und Priestern hinaus in langer Prozession und hielt einen Gottesdienst.

Mit verbissenem Groll stand mein Onkel dabei.

Die Menschen kamen, um ihm zu danken, er sei der eigentliche Entdecker, meinten sie gutmüthig, er nicht ihnen zu und ging von dannen.

Das goldene Zeitalter kam, — ja wohl, aber nicht für uns. — Die schöne Gegend, der heilkräftige Quell, Wald, Aussicht, herrliche Spaziergänge und Ausflüge — wie die Fische schossen die Gebäude aus dem Erdboden, mehr wie je. Hier lag das Gold offen zu Tage und ein jeder wollte es aufheben.

Von unserem einsamen Gulennecke aus sahen wir uns das Alles mit an in stillem Grolle, wir allein griffen nicht zu.

Allerhand Leute lockte die neue Quelle herzu.

Eines Abends gingen wir Beiden hinunter in der halben Dämmerung nach dem Rährhause, um bei Meister Bartels anzufragen, ob es Fische gäbe. Die Fährle lag gerade am andern Ufer und wir mußten deshalb ein wenig warten. Es fiel naß, obgleich es nicht eigentlich regnete. — In dieser Jahreszeit ist das enge Thal gewöhnlich des Abends und des Morgens sehr feucht, wie ein Schleier lag es dann über dem Strome.

Unsere Lächer schüßend über den Kopf geworfen, traten wir unter einen Baum, dessen zwar gelbe, aber immer noch dichte Blätterkrone uns Schutz gewährte, um hier die Ankunft der Fährle abzuwarten.

Die Umrisse des jenseitigen Ufers waren durch den dichten Nebel kaum zu sehen, um so weniger, als die Finsterniß schnell hereinbrach. Wir vernahmen aber den Schall verschiedener Stimmen, das Trappeln von Pferdehufen und das Hantiren mit den Ruderstangen deutlich über den Wasserspiegel herüber.

Langsam, wie ein Ungethüm, tauchte dann das schwer beladene Fahrzeug aus dem Grau hervor und näherte sich dem diesseitigen Ufer, gleichmäßig fielen die Schläge des Alten und seines Knechtes in's Wasser.

„Meister Bartels macht heute Abend ein gutes Geschäft“, sprach ich, indem ich meine Augen anstrenzte, um zu erkennen, was für eine seltsame Fracht das war. — Als transportirte er eine ganze Menagerie, so sah das aus. Bald aber unterschieden wir deutlicher: vorne im Boot standen einige Menschen und Pferde, dazwischen ein Reiter hoch zu Ross, hintennach kam ein hochbepackter Wagen. — Marktleute aus Bielau, dachte ich. Aber was thaten die jetzt da drüben in der stillen Jahreszeit?

„Das sind Fremde“, meinte Grete, deren Augen schärfer waren als die meinen; — „sie scheinen guter Laune zu sein.“

In der That, ein helles, sehr civilisirtes Lachen drang einige Male bis an unsere Ohren, wir vernahmen Männer- und Frauenstimmen. Die Art und Weise, wie sie rebeten, war eigenthümlich, für uns neu. Man sprach schnell und bunt durcheinander, bald wie im Chor, bald war es eine einzelne Stimme, welche die Oberhand behielt. Dann erfolgte eine allgemeine, oft stürmische Heiterkeit. Gewöhnlich war jene Oberstimme eine weibliche.

Plötzlich erblaute ich und auch Grete erschraf, — über ihre von dem groben Luche beschatteten Züge zuckte ein finsterner Schein. Die eine der Stimmen war uns bekannt, wie sie an mein Ohr schlug, erbebt mein Herz, als träfe es ein Messerstück. . . Herr von Bodmann! —

Was wollte derselbe hier und in welcher Gesellschaft kam er? — Kam er Gretens wegen? . . . Galt das ihr? —

Eine wilde, eiferfüchtige Regung erfaßte mich. Die Jahre hatten meine leidenschaftliche, unbegreifliche Neigung zu jenem Manne nicht gedämpft.

„Laß uns gehen, Marie“, sprach Grete in ihrer ruhigen Weise, als die Fährle schnell zum Ufer lief. Sie erfaßte mich beim Arme und zog mich wider meinen Willen mit sich fort.

„Prenez-garde, Madame! . . . Thorheiten, Judith! . . . Nichts da — haltet sie!“ rief es wild durcheinander. Eine weibliche Stimme kreischte laut auf, während eine andere ein helles, triumphirendes Gelächter ausstieß.

„Meiner Seele — sie ist toll!“ klang es hinterher.

Das Pferd mit dem Reiter bäumte sich hoch auf, ein Poltern, ein Aufspritzen des Wassers, und den Uferand herauf jagte es uns entgegen.

Wir prallten zurück, es fehlte nur ein Weniges und es hätte uns über den Haufen gerannt. — Wir wollten aufschreien, aber der Mund blieb uns offen stehen vor Schreck, — jener wagehalsige Reiter war eine Dame! —

Während wir erst starr, dann hoch athmend dastanden, parirte dieselbe ihr schnaubendes Thier, wandte sich mit einer gewissen, beinahe absichtlichen Reuebalance im Sattel herum und deutete mit der Reitzerte auf das Wirthshaus.

„Ist das jene Auberger?“ rief sie spöttisch.

Ihre Stimme hatte einen vibrirenden Klang und einen fremdländischen Accent.

Es war noch hell genug, um ihre Gestalt zu erkennen, ihre Züge aber verbarg ein dichter grüner Schleier, welchen sie fest um Kopf und Gesicht geschlungen hatte, nur ein Paar blitzender dunkler Augen sah man durch die Maschen

desselben übermüthig hervorleuchten. Sie ritt einen schlanken, feurigen Rappen, dessen große Augen und rothe Rüstern, sowie seine ganze Ungeberdigkeit mir Furcht einflößten. Ein dunkles, lang herabwallendes Reitkleid umschloß eng ihren schlanken und doch üppigen Körper, der sich leicht im Sattel hin und her wiegte. Zum Schutz gegen die Bitterung trug sie außerdem eine knapp anliegende graue und mit Schnüren verzierte Jacke. Red auf ihrem Kopfe saß ein breiter Filzhut, mit einer langen, von Feuchtigkeit triefenden Feder.

Ehe wir uns noch von unserer Ueberraschung recht erholt hatten, kamen auch schon die Uebrigen den Hohlweg herauf und versperrten uns die Straße. Ihnen voraus eilte eine hohe männliche Gestalt, in einen dunklen Mantel gehüllt, dessen Kragen weit heraufgezogen war, so daß ich die Züge nicht genau erkennen konnte.

„Auf Ihre, Judith! . . . das geht denn doch über den Spaß“, rief er vorwurfsvoll, indem er nahe an die Reiterin herantrat. „Du kimmst Dir Hals und Beine brechen bei diesem Unsinn!“

„Pah . . . pah!“ erwiderte diese übermüthig, mit ihrer hellen, durchdringenden Stimme, welche die Vokale so seltsam und rein hervorbrachte. „Was konnte es geben? — Ein bißchen kaltes Wasser höchstens!“

„Aber das was ohne Noth“, sprach, nur drei Schritte von uns entfernt, eine andere Stimme etwas sarkastisch, „denn nicht eine halbe Elle fehlte, und die Schönste der Schönen holte sich zum mindesten den allerschönsten Schnupfen.“

„Bodmann!“ raunte ich Grete bebend zu. Wir machten uns so klein wie möglich unter dem überhängenden Gebüsch und wagten kaum zu athmen.

Sie nickte. Natürlich war er es; — da stand er vor uns mit seinen kleinen, etwas nach einwärts gerichteten Füßen und dem schmalen, interessanten Kopf. Er gestikulirte lebhaft und trat jetzt hastig ganz dicht an die Reiterin heran. Wie sollten wir ihn und seine Stimme nicht erkennen, wenngleich er ebenfalls des fallenden Nebels und der Kälte wegen in einem dicken, hoch heraufgezogenen Gehrocke stak.

Er war es, — aber was führte ihn her und wer waren die Anderen? —

„Und hätte uns zum mindesten eine halbe Stunde lang Ihre kostbare Gesellschaft entzogen“, rief mit vorwurfsvollem Schmellen eine Damenstimme aus dem Hintergrund.

„Ruhig, Baronin! — Das hätte nur uns Andere getroffen, während Sie, Bencidenswerthe, dieser Ceremonie hätten beizubehalten dürfen“, sprach eine tiefe Männerstimme spöttisch dazwischen.

„Aber nun unter Dach und Fach, meine Herrschaften!“ rief die zweite Dame. „Je grolotte!“

„O, la frileuse! — En avant! — ich sehe hier ein Haus, das muß es sein“, versetzte die Reiterin.

Sie ritt voraus und die Anderen folgten ihr nach, ohne uns zu bemerken.

„Welch' eine Enttäuschung, Graf!“ sprach die andere Dame im Vorüberschreiten hinter einem dichten, um Hals und Schultern geworfenen Shawl hervor (sie war ebenfalls in einem Reitkleide). „Anstatt nun drüben in einem civilisirten Hotel gemüthlich nach dem anstrengenden Ritt zu soupiren, müssen wir mit einer Kneipe fürlieb nehmen.“

„Das Deutsche Haus ist nur während der Saison geöffnet“, sprach Jemand höflich-bedauernd, und die Damenstimme brumnte hinterdrein:

„Das läßt sich nun 'mal nicht ändern, Baronin, dafür haben Sie ja nun auch die berühmte Quelle gesehen.“

So ging das Schlag auf Schlag, während sie vorüberzogen, zwei Damen und vier oder fünf Herren, dann folgten die Reitknechte mit den Pferden und ein hochbepackter Reisewagen.

Als sie vorbei waren, wagten wir uns hervor. Sie verschwanden Alle im Hause und im Hofe des Kretscham, mit vielem Geräusch, während wir dastanden und ihnen nachschauten.

Für mein Leben gern wäre ich hinüber gelaufen und hätte durch das Fenster geguckt, aber ich wagte es nicht, und Grete, ohne ein Wort zu sagen, oder an die Fische zu denken, schlug unverzüglich den Heimweg ein.

Ich saß den ganzen Abend in einer fieberhaften Aufregung, gespannt auf jedes Geräusch achtend. — Ich glaubte natürlich, Herr von Bodmann würde kommen und uns seinen Besuch machen, da er hier im Ort war, aber Niemand ließ sich sehen. — Minute auf Minute verraum — es war ein peinliches Warten, ich konnte es nicht fassen, wo er blieb.

Am andern Morgen, so früh als es nur anging, flog ich eilenden Schrittes hinunter nach dem Kretscham. Ich erfuhr aber nur von Frau Renata, daß die späten Ankömmlinge sehr vornehme Herrschaften waren. Außer dem des Herrn von Bodmann, ihres ehemaligen Gastes, wußte sie mir keinen Namen zu nennen. Die Fremden hatten bei ihr zu Abend gespeiset und waren dann zu Wagen und zu Ross noch nach Radeberg aufgebrochen, um dort die Nacht zuzubringen.

Erst viel später erfuhr ich, daß der Graf Rubezahl unter ihnen gewesen war, und erinnerte mich dabei lebhaft an jenen stürmischen Herbstabend, an welchem ich mit Pastors Karl durch Nacht und Nebel zum Dorfe hinaufpilgerte und im Pfarrhause die Damen fand, die ihrem Vergeben nach

Befreundete jenes Grafen waren und die hernach so großes Unheil über ihren freundlichen Wirth gebracht hatten. — Auch in den Zeitungen und aus dritter Hand las und vernahm man Allerlei über den Grafen, Gutes und Böses. Gar zu gern hätte ich deshalb gewußt, welcher von jenen Männern der war, der alle die Streiche machte, mit dessen Namen man die Kinder zu Bett scheuchte.

Als der Steuerrath das nächste Mal vor's Haus fuhr, wurde er nicht eben allzu freundlich von dem Onkel empfangen, wie man sich denken kann.

Es wurde zwar etwas anders und besser für Diesen hinterher, als man es vermuthen durfte, denn in Folge der neuen Quelle, die sich als ganz besonders heilkräftig erwies, zog sich der Strom der Einwanderer mehr dem Welfsgrunde zu, am Strome wurde es stiller, aber es traten dann Ereignisse ein, welche tiefer als alles das in das allgemeine Staatsleben einschritten und die auch uns dort hinten mit berührten, — es kam nämlich das Jahr 1848 — die Revolution.

XIV.

Der Winter war sehr streng gewesen, dann sprang der Frühling plötzlich mitten in's Land wie ein lächelnder Knabe. Schon im März grüntes Wiesen und Sträucher, und warm schien die helle Sonne vom blauen Himmel herab.

Die Schnepfe strich mit ihrem „Klax klax“ durch den dufenden Wald, da kam mit ihr zugleich die Nachricht von den Ereignissen in Paris. Ein Erdbeben war es, dessen Radien weit und weiter ausgriffen, dessen Erschütterungen alle Welt empfand. Wie ein Fieber ergriff es plötzlich alle Gemüther.

Jetzt wurden die Zeitungen mit ganz anderem Interesse gelesen als bisher.

In Folge eines Mißverständnisses entbrannte am 23. Februar der Kampf in der Hauptstadt Frankreichs, und nun kamen die alarmirendsten Nachrichten Schlag auf Schlag. Die Truppen wurden zurückgeworfen, der König dankte ab, die Tuilerien wurden geplündert, Anarchie herrschte, das Volk drang in die Kammer, gerade wie zu der Zeit der großen Revolution von 1793, und allerhand Namen kamen auf die Oberfläche dieses Stroms, welche Niemand vorher gefannt hatte. Eine provisorische republikanische Regierung wurde eingesetzt, die rothe Fahne wurde aufgepflanzt, kurz und gut — es ging dort Alles drunter und drüber.

Der Onkel, welcher so schon nicht gut auf die Franzosen und Republikaner zu sprechen war, lachte bitter zu allen jenen „Narheiten und Fanfaronnaden“ und machte seine sarkastischen Bemerkungen über dieselben, dieser Hohn aber steigerte sich zum Zorn, zum bittersten Haß, als es erst bei uns selbst losging. Trotzdem er wie ein einfacher Landmann lebte und das adelige „von“ abgethan hatte, war er ein Aristokrat geblieben vom reinsten Wasser, vom Scheitel bis zur Sohle.

Am 8. Februar war der erste vereinigte Landtag einberufen worden, der König hatte ihn in Person eröffnet. Schon bei dem Strafgesetzentwurf kam es dort zu heftigen Debatten, die harten Bestimmungen desselben erregten Mißfallen im ganzen Lande.

Es lag etwas in der Luft dazumal, es roch nach Blei und Schwefel, wie der Onkel behauptete, und als nun die Kunde kam von der Revolution in Paris, fiel das wie ein Funke in das Pulverfaß auch bei uns.

In Berlin schien man den drohenden Sturm nicht zu ahnen, man stand so lange und so fest auf dem Boden des Bestehenden, das Verhältniß zwischen Fürst und Volk war ein so herzliches, patriarchalisches, man konnte es sich gar nicht denken, daß es jemals anders käme. In den Provinzen aber zeigten sich bereits die ersten Vorboten des Sturmes: die Unzufriedenheiten traten zusammen, Reden wurden gehalten (du lieber Himmel, und was für welche!) und Deputationen wurden nach Berlin gesandt; — man verlangte nach einer Verfassung. —

Auch bei uns bemerkte man einige Bewegung, die Leute traten dreister auf, die schlechten Subjekte, woran bei uns kein Mangel war, drängten sich an die Oberfläche und machten sich breit, vor Allem aber florirte der Schmuggel. Alle Nächte hörte ich die unheimlichen Tritte Derer, welche an unserem Hause vorüberzogen, sah ich die schweißigen, grauen, unförmig bepacten Gestalten. Kein Steuerbeamter ließ sich sehen.

Nicht mehr vorlesen ließ sich der Onkel die Zeitungen, er las sie selbst. Blak, mit fieberhaften Blicken verschlang er sie und er ging häufig dem Postboten schon entgegen. Manchmal sah ich, wie er das Blatt dann zu Boden warf, wie er es mit Füßen trat und mit wuthverzerrten Mienen die furchtbarsten Flüche und Verwünschungen hervorstieß.

„Ihnen schon ganz recht!“ knirschte er, als es losging, und dennoch war er selbst im Begriff, nach Berlin zu eilen, um gegen das Volk zu kämpfen, als die erschütternde Nachricht eintraf, daß der Kampf eingestellt sei, daß die siegreichen Truppen auf Befehl des Königs die Stadt verlassen hätten, — daß Jener sich unter den Schutz seiner „lieben Berliner“ stellte.

Das waren ja dieselben Berliner, die mein Onkel so sehr haßte. Proklamationen, Bürgerwehr — der Umzug mit der deutschen Fahne — Amnestie, Polen, — — — mein Onkel verhüllte sein Haupt, er war tagelang nicht sichtbar und berührte weder Speiße noch Trank. — Was

er damals Alles herausstöhnte, schrie und knirschte — ich wage es nicht zu sagen. Es kam das Chaos, bei uns ging es drüber und drunter. — Man veranstaltete Volksversammlungen, wo die sogenannten Volksbeglückter die ungewaschensten Neben hielten, man schoß alles Wildpret in den Wäldern nieder, schlug die Bäume um und vor Allem — man schaffte über die Grenze, was nur möglich war. Man benutzte die gute Zeit; Jung und Alt waren Tag und Nacht auf den Beinen.

Anarchie herrschte und das Volk verwilderte in einer ungeahnten Weise, die Pestie kam zum Vorschein.

Mir graute und bangte da draußen in dem einsamen Eulenneste, aber sei es, daß sie zu viel Angst hatten vor dem finstern Onkel, sei es, daß sie wußten, daß bei uns nicht viel zu holen war, — sie ließen uns in Frieden.

Der Einzige, der bei uns ein Stückchen Revolution machte, war ein roher, trunksüchtiger Knecht. Der Onkel drasch ihm erst alle Knochen entzwei und warf ihn dann über die Hofmauer mit der Weisung, wenn er sich wieder hier blicken lasse, würde er ihm eine Kugel durch den Leib jagen. — Der dummdreiste Bursche ging und ließ sich nicht wieder sehen.

XV.

Eines Tages kam der Onkel von einer seiner Wanderungen zurück, ein wenig verstorbt. Ein Herr begleitete ihn, eine stattliche, jugendlich-schöne Erscheinung, in einem einfachen Jagdkleide. Ich stand gerade oben in unserer Stube am Fenster und sah sie zusammen über den Hof gehen und in's Haus treten. Natürlich beeilte ich mich so sehr als möglich, um mit drinnen in dem Wohnzimmer etwas zu thun zu machen. Meine Neugierde wurde aber nicht befriedigt, denn die Herren befanden sich in des Onkels Privatstube.

Von der Wohnstube begab ich mich nach den Wirtschaftsräumen, wo ich Grete beim Legen der Wäsche wußte. Sie stand mit aufgestreiften Ärmeln der Magd gegenüber, ein großes Tafeltuch zwischen ihnen, an welchem sie Beide nach verschiedenen Richtungen aus vollen Kräften zogen.

Trotz meiner Neugierde blieb ich einen Augenblick auf der Schwelle stehen und betrachtete meine Cousine. Ich meine, ein jeder Mann hätte sich so in das Mädchen verlieben müssen: vor Eifer leuchteten ihre Augen, selbst ihre kleinen Ohren waren rosaroth, und der schwere Kopf, welcher sich gelockert hatte, war ein wenig auf die Seite gerutscht und sah da oben led und herausfordernd. Wie gut der frauliche Eifer ihrem lieben Gesichte stand und wie ihr kräftiger und doch so zierlicher und ebenmäßiger Wuchs bei der Arbeit immer neue Reize entwickelte! — Wie sich ihre kleinen Füße so fest gegen die Steinfliesen stemmten! Sie zogen Beide um die Wette; sie lächelte ein wenig triumphirend, denn sie meinte, sie hätte einen Vortheil errungen über die Magd, welche immer röther im Gesicht wurde vor Anstrengung. So standen sie eine Weile, — keine gab nach, und dann lachten sie und zogen mit erneutem Eifer.

„Wir haben Besuch, Grete,“ sagte ich und trat in den großen, altmodischen, mit Geweißen verzierten Raum, in welchem die Wäsche auf langen eichenen Tafeln lag, die ihrem Aussehen und ihren plumpen gewundenen Füßen nach recht gut noch den dreißigjährigen Krieg mit erlebt haben konnten.

„Meinetwegen,“ erwiderte sie, ohne loszulassen, indem sie den Kopf mit einem kleinen, ungeduldrigen Stirnrunzeln zu mir herumwandte. Gleich darauf aber veränderten sich ihre Gesichtszüge, sie ließ das Tuch so plötzlich fahren, daß die nichts ahnende Magd beinahe rücklings auf den Erdboden gefallen wäre. — Ich sah mich um, — in dem Rahmen der Thüre stand jener Fremde von vorhin, hinter ihm der Onkel.

Eine plötzliche Stille, dann unterbrach diese des Onkels tiefe Stimme mit einem nicht sehr freundlichen:

„Ah! — seid ihr das?“

Grete hatte sich schnell von ihrer Ueberraschung erholt. Instinktmäßig warf sie die Schürze von sich, deren Band zugleich das dunkle Hauskleid emporzuschürzte, zog die Ärmel herunter und stand dann, ein wenig vornehm-kühh, abwartend und plötzlich ganz „Dame“ da und guckte mit ihren großen, glänzenden Augen nach der Thüre hinüber.

„Wir stören das Fräulein bei ihrer Arbeit,“ sprach der Fremde höflich und stand da, etwas unschlüssig und betroffen, als wollte er zurücktreten, aber als hielt ihn etwas auf der Schwelle fest. Aus seinen Zügen sprachen Erstaunen und Bewunderung so deutlich, als diese auf einem Menschenanlich nur ausgeprägt sein können.

„Der Rauden möchte sich die Geweiße betrachten,“ sagte der Onkel, indem er uns den Fremden auf diese Weise vorstellte und uns zugleich eine Erklärung gab über dieses befreundliche Eindringen in unsere sonst vom Onkel selten betretenen Räume.

Etwas zögernd trat der Fremde näher und verneigte sich erst vor Grete und dann ein kleines Wenig weniger tief auch vor mir. Er that das mit vielem Anstande und mit jenem gewissen Etwas in Manieren und Worten, was den Menschen kennzeichnet, der sich in guter Gesellschaft zu bewegen gewohnt ist.

„Meine Tochter, — meine Nichte,“ sprach der Onkel mit einer kleinen Handbewegung.

Wir knirschten Beide nach einander.

„Ich bitte aufrichtig um Verzeihung, meine Damen,“

entschuldigte sich der artige Fremde noch einmal, indem er aber nur Grete dabei anschaute, „daß ich in Ihr Reich einbringe. Ihr Herr Vater (hier wandte er sich ganz an Jene) wollte die Güte haben, mir seine Sammlung zu zeigen. Freilich ahnte ich nicht, —“ hier brach er plötzlich ab. Seine leuchtenden blauen Augen hatten dabei einen lebhaften Glanz, Staunen und Bewundern sprachen sich mehr und mehr in denselben aus, je länger er Grete anguckte. Gewiß hatte er nicht erwartet, in diesem alten Gemäuer ein solch seltenes Kleinod zu finden.

Grete's Anlich konnte ich nur von der Seite sehen. Sie blickte mit ihrem gewohnten Freimuth dem Fremden in's Gesicht und ich vermochte recht wohl zu bemerken, daß er ihr nicht mißfiel, ja ich meine sogar, sie betrachtete denselben ebenfalls mit steigendem Interesse. Sie half ihm lächelnd ein, als er stecken blieb.

„Sie sind hinreichend entschuldigt, mein Herr,“ versetzte sie. Wie aber nun sein bewundernder Blick bis zu den kleinen Füßen herabglitt, die soeben noch sich so trotzig gegen den Fußboden stemmten, da trat ein helles Roth verrätherisch auf ihre Wange, ihre Stirn zog sich kraus und ihre Lippe schürzte sich stolz und streitlustig.

„Dort oben finden Sie die allerbesten Exemplare,“ sprach sie etwas spöttisch und deutete auf die Reihe breitastiger Geweiße an den Wänden, aber er blieb ihr die Antwort nicht schuldig.

„Bewundernswürth! . . . ich gestehe es,“ erwiderte er zweideutig. Mit einem sprechenden Blicke seiner strahlenden blauen Augen und einem Lächeln, das sein männlich-offenes Gesicht auf eine fast wunderbare Weise verschönte, verneigte er sich zum zweiten Male und wandte sich dann zu meinem Onkel zurück. Sie gingen Beide langsam die talle, weiß gestrichelte Wand entlang, der Onkel machte den Erklärer, Rauden schaute und frug.

Nicht einmal drehte er sich dabei in der ganzen Zeit nach uns herum. Grete gab der Magd leise einen Auftrag und diese ging hinaus. Sie stand dann noch eine Sekunde lang unthätig und wie zögernd da, dann nickte sie mir zu, schnitt dem fremden Herrn eine kleine Grimasse und zog mich mit sich fort in die Küche.

Erst bei dem Abendessen sahen wir den schönen Unbekannten wieder. Dem Gaste zu Ehren hatte man auf des Onkels Geheiß heute einige Umstände gemacht. Dort, beim Scheine der Lampe konnte ich dessen Züge mit Ruhe studiren. — Herr Rauden hatte volles, braunes, ein wenig lockiges Haar, angenehme, edel geschnittene Gesichtszüge und einen etwas sinnlich-üppigen Mund, dessen Lippen, wenn er lachte, zwei Reihen der schönsten Zähne blicken ließen, die ich jemals in meinem Leben sah. Sein Teint war auffallend dunkel für einen Deutschen, jetzt beim hellen Lampenlichte noch mehr als vorhin in der Waskammer fiel mir dieses auf, der untere Theil des Gesichtes verbarg sich völlig in einem dichten Vollbarte. Das Interessanteste an dem Fremden waren jedenfalls seine großen sprühenden Augen vom schönsten Blau, welche vor Lebenslust, Uebermuth und Gedankenfülle nur so funkelten und fortwährend, in Tiefe und Ausdruck wechselnd, alle Seelenstimmungen ihres Besitzers getreulich widerspiegelten.

Der kann nicht lügen, dachte ich, während ich ihn verstohlen ansah, — den verrathen seine Augen. Ich bewunderte Herrn Rauden und ich fand nur Einen schöner als ihn von Allen, die ich kannte. Jener Eine war hier durchgekommen und hatte uns nicht einmal besucht. — Wäre ich damals nicht völlig mit Blindheit geschlagen gewesen, ich hätte wohl schwerlich so gedacht, wie ich that, denn mit dem männlich-schönen, hochgewachsenen Rauden konnte sich der zierliche, sarkastische Herr von Bodmann ja doch nicht in die Schranken stellen.

Ich bewunderte seine anmuthige Art der Unterhaltung, selbst seine Art zu essen und die Gabel zu halten, und seine schlanken, auffallend weißen Hände. Ich that das als ein echtes Landmädchen und Grete that dasselbe. Auch der Onkel zeigte ein lebhafteres Interesse für Herrn Rauden. Es war etwas Gleichgestimmtes in den Seelen dieser beiden Männer, so verschieden sie auch sonst waren an Alter, Äußerem und Lebensweise; hinterher erst wurde mir es klar, was sie Beide so sympathisch zu einander hinstieg. — Ich glaubte damals, es sei die Uebereinstimmung ihrer politischen Ansichten; sie waren nämlich Beide ein paar Stoch-Aristokraten und sie hatten das schon nach wenigen Wochen herausgefunden. Mein finsterner Onkel brauchte Worte und Redensarten, welche er bei uns längst vergessen zu haben schien, er lachte auch einige Male so herzlich über eine Bemerkung des Andern, daß Grete und ich uns ganz verwundert und erfreut unter dem Tische heimlich anstießen.

Der Fremde zog auch uns auf die scheinbar aller-einfachste Weise mehr und mehr in's Gespräch; eine völlig andere Lust schien mit ihm hereingekommen zu sein in diese traurigen Räume. Unter Anderem schilderte er uns eine Art von politischer Versammlung, in welche er drüben im Deutschen Hause gerathen war und die er getreulich und in der kernschärfsten Weise kopirte. Er that dieß, indem er mit einer außerordentlichen Dosis von Witz und gutem Verstand die Quintessenz der einzelnen dort gehaltenen Reden und gefallenen Redensarten in einer drolligen Manier wiedergab und indem er leise hie und da den Dialekt andeutete, ohne aber zu karrifiziren und zu über-treiben; er erzielte damit eine solche Wirkung bei uns Mädchen und namentlich auch bei dem Onkel, daß wir Alle beinahe das Essen und Trinken darüber vergaßen.

Zulezt wurde der Onkel wieder ernst; er schimpfte weiblich auf die schwächliche Regierung, die sich diesen Demokratenkrum über den Kopf wachsen ließe und es zugäbe, daß die Leute sich immer tiefer in diesen Blödsinn hinein-redeten.

„Was verstehen diese Menschen von Politik, — was wissen diese Kannezieher, was ihnen frommt!“ rief er verächtlich. „Da kommt der erste beste hergelaufene Halunke und redet das verrotteste Zeug auf sie ein und Alle hören ihm zu mit offenem Munde und glauben an seinen Unsinn wie an das Evangelium. Mit Keulen möchte man da zwischen schlagen . . . Sagen Sie selbst, Herr Rauden.“

„Nun — ich halte das Ganze für eine Art von politischer Kinderkrankheit,“ erwiderte Jener ziemlich gelassen. „Es ist der Reiz der Neuheit — er wird vorübergehen.“

„Ja, aber bis dahin wird Vieles verdorben und verkommen sein.“

„Allerdings, Herr Steinau, ohne einiges Lehrgeld wird es nicht abgehen,“ erwiderte der Andere achselzuckend.

„Und die Verwirrung der Gemüther, diese Schmutz-schriften und Pamphlete, mit denen die Berliner uns überschwemmen, die das Heiligste, die alles Athergebrachte in den Schmutz ziehen.“

„A, — wenn die Kerle uns nur nicht mittlerweile den ganzen Bildungsstand ruinirten, dann ginge es noch an, — anderwärts ist es ja noch viel schlimmer wie hier. — Wir müssen uns nur ein bißchen gedulden, Herr Steinau, — die Reaktion kann nicht ausbleiben, nach einem jeden Exceß ist die unvermeidliche Folge der Kagenjammer, und darauf, daß dieser bald komme, erlaube ich mir, mit Ihnen anzustößen.“

Er erhob sein Glas, zeigte lachend seine herrlichen Zähne und sah Einen nach dem Andern von uns auf-fordernd an.

Etwas finster zwar that ihm der Onkel Bescheid, aber er war doch heute durch die Gegenwart des Fremden ein ganz Anderer wie sonst. Es wurde nachher noch eine Flasche aus dem besondern Winkel des Kellers herauf-geholt, die Herren steckten sich ihre Cigaretten an, wir standen auf.

„Ich hoffe, Sie lassen sich nicht durch mich vertreiben, meine Damen!“ rief Herr Rauden etwas bestürzt und erhob sich zur Hälfte, aber Grete und ich hatten einen Blick des Onkels aufgefangen, der uns andeutete, daß man allein zu sein wünschte.

„Ich vermute, Sie haben noch Geschäfte,“ erwiderte Jene und deutete auf die dickbauchige, von Staub und Spinnweben überzogene Flasche, welche zwischen ihnen stand: — es war Tokayer-Auslese und für einen König nicht zu schlecht.

Sie machte ihm eine kleine, höfliche Verbeugung und ging hinaus. Ich war schon an der Thüre und sah, wie die Augen des fremden Mannes ihr mit unverholener Bewunderung folgten.

Wir setzten uns nebenan in das kleine Erkerzimmer, ich sehr gesprächig, Grete still. Natürlich unterhielten wir uns von dem interessanten Fremden.

„Hast Du keine Ahnung davon, wer er ist und was ihn herführt?“ frug ich neugierig.

„Der Vater sagte vorhin, er beabsichtige die Jagd drüben in Wihenhausen zu pachten. Und wer er ist? . . . nun, jedenfalls ein angenehmer Gesellschafter,“ erwiderte Grete leichtthin.

„Die Jagd?“ rief ich erstaunt. „Wer in des Himmels Namen pachtet denn in dieser abscheulichen Zeit eine Jagd?“

„Du hörtest es, er rechnet darauf, daß dieser Unsinn (sie betonte dieses Wort eigenthümlich) bald ein Ende nimmt.“

Ich muß hier erwähnen, daß ich Grete damals nicht ganz mit Unrecht im Verdacht hatte, ein wenig selbst zu der Revolution hinzuneigen. Alle großmüthigen und warm-blütigen Naturen, denen die Erfahrung mangelt, verfallen ja nur zu leicht in diesen Fehler.

Sie erhob sich. „Ach, und noch ein wenig hinuntergehen an den Strom,“ bat sie und klopfte leise meinen Arm. „Ich sehe so gern das Wasser im Dunkel vorübergleiten . . . man kann sich so vielerlei dabei denken.“

Mir war das schon recht; wir banden uns Tücher um und gingen langsam die Schlucht hinab.

„s ist dieses Jahr recht leer da drüben,“ sprach ich.

„Das machen die Zeiten,“ versetzte sie trocken und setzte sich auf die Bank. — Ein wüstes Gegröhl schallte herüber, ich machte sie darauf aufmerksam.

„Wie roh!“ sprach ich.

„Die armen Teufel! — Sie wollen sich auch einmal amüsiren auf der Welt,“ sagte sie achselzuckend. „Heute sind sie noch die Herren, wer weiß, wie es morgen ist!“

„Jedenfalls ist das recht unangenehm,“ versetzte ich, erzürnt über ihre Worte.

Sie stand auf, lief an's Wasser und warf eine Zeitlang flache Steine hinein wie ein Schulbube, dann eilte sie zur Nährstelle, machte das kleine Boot los und nahm das Ruder.

„Grete!“ rief ich warnend, aber schon sah sie hinten auf der kleinen Bank des schwankenden Fahrzeuges und trieb in das blanke, gurgelnde Wasser hinaus.

Sehr ärgerlich ging ich hinein nach dem Kretscham und um meine Zeit nicht ganz zu verlieren, frug ich drinnen Frau Renata nach dem schönen Fremden. Sie hatte ihn

auch gesehen, aber Niemand kannte denselben. Es war eine Menge Volks dort im Garten. Ein rober Kerl, ein Arbeiter mit Kalabreser und rother Hahnensfeder, griff mir frech unter das Kinn und lachte halb trunken ein: „Na, Mamsellchen!“ — Ich entfloß ganz entsetzt, eilte den Hang hinauf und erreichte empört und athemlos das Haus.

Nach einer Weile kam auch Grete heim. Ganz ruhig trat sie in's Zimmer und hielt ihre kleinen, geöffneten Hände an das Lampenlicht. Sie hatte sich Blasen gerudert.

„Das geschieht Dir schon recht!“ sagte ich, sie schelkend. — Sie lachte und gab mir dann einen Kuß.

Das unkluge Mädchen, hinterher erst erfuhr ich es, sie war hinuntergefahren ein Stück und dann wieder zurück und an's andere Ufer. Sie verstand das Klüber zu führen von Kindesbeinen an. — Vielleicht hatte sie dort ebenfalls Erkundigungen eingelesen über Herrn Rauden, gerade so wie ich auf diesem Ufer. Ob mit besserem Erfolg, das habe ich niemals erfahren.

Wir gingen zu Bett — ich schloß wie gewöhnlich aus Neugierde kein Auge. Grete lag ganz still. Ich vernahm jeden Glockenschlag bis Zwölft, auch den gedämpften Ton der Stimmen drunten. Endlich hörte ich männliche Tritte auf dem Korridor; schon wollte ich mich erheben, da sah ich, wie Grete leise die Decke zurückwarf und wie sie ihre nackten Füße auf die Diele setzte.

Ich rührte kein Glied. Drunten ging die Thür. Sie huschte zum Fenster, öffnete leise den einen Flügel und schaute hinaus — ihm nach.

Mein Bett stand ganz nahe dem andern Fenster, ich richtete mich auf, schlüpfte leise an dieses und that einen schnellen Blick hinaus in die sternhelle Sommernacht. Grete merkte es nicht. Ich sah den Onkel unten und die hohe Gestalt des Fremden, Beide hatten sie Gewehre auf dem Rücken. Sie werden pürschen geben, dachte ich, aber nun löbte sich noch ein dritter Schatten von der Mauer ab, eine lange Gestalt mit flatterndem Gewand, wie ein unheimlicher Nachtvogel sah er aus, wie ein Rabe, der die Flügel hebt — dieser Magister Erbe.

Was wollte dieser Mensch in ihrer Gesellschaft? Er mußte in's Haus gekommen sein, während wir unten waren am Strom. — Was hatten sie vor, diese drei Männer? — Seltsam!

Ich warf einen schnellen Blick auf Grete und huschte in's Bett. Die ganze Nacht lag ich wach nachher und die ganze Nacht war es sehr lebendig draußen, — mit Saumpferden hochbepackt zogen sie vorüber, die Schmuggler, und alle Augenblicke lief Grete barfuß und im Hemde an's Fenster und schaute hinaus. — Ich hörte ihr unterdrücktes Seufzen einige Male.

Wir wäre es leid um ihn, wenn's wahr wäre, dachte ich. Aber nein, mit denen da hat der stattliche Fremde nichts gemein. Welch' ein kindischer Verdacht! — So wie der sieht doch gewiß kein Schmuggler aus.

XVI.

Ich beobachtete Grete genau am andern Morgen, und ich that dieß, so oft es unbemerkt geschehen konnte. Es

war schwer aus meiner Cousine klug werden, so offen und mittheilbar sie auch in anderen Dingen zu sein pflegte. Niemals zum Beispiel hatte sie ein Wort über das mit mir gesprochen, was zwischen ihr und Herrn von Bodmann vorgefallen war. Er hatte um sie geworben, zu stürmisch wahrscheinlich, und Grete war ein heißblütiges Mädchen,

Ich blickte Grete an; sie sah sehr unbefangen aus und ebenso unbefangen frug sie jetzt, als ihr Vater die Tasse zum Munde führte:

„Wer ist Herr Rauden, Vater?“

„Also ist es doch nichts, urtheilte ich, wenigstens nichts Besonderes, sonst hätte sie diese Frage niemals gethan; ich kannte sie. — Ich hatte mich also getäuscht; ihr aufgeregtes Wesen gestern Abend und ihr Benehmen heute Nacht (sie hatte blaue Schatten unter den Augen, weil sie nicht geschlafen hatte) hatten mich zu einer falschen Annahme verführt. Der Onkel blickte auf, er that einen Schluck und antwortete sodann:

„Herr Rauden ist Grundbesitzer in der Nähe von Görlitz, mein Kind, und mir warm empfohlen durch den einzigen Geschäftsfreund, den ich noch besitze aus älterer Zeit. . . . Wir werden ihn künftig öfter hier haben,“ fuhr er nach einem fernern Schluck fort, „er pachtet heute drüben die Jagd. Herr Erbe wird ihn in den Termin begleiten, bei diesem wird er sein Pied-à-terre haben.“

„Beim Magister?“ frug ich mit einer Miene der Ueberraschung und des Abscheus.

„Dünkt Dich das sonderbar?“ entgegnete der Onkel und sein dunkles Auge haftete stehend auf mir.

Ich senkte den Blick und schwieg.

„Und wie gedenkt er denn wieder von hier fort zu kommen?“ eilte Grete mir zu Hülfe.

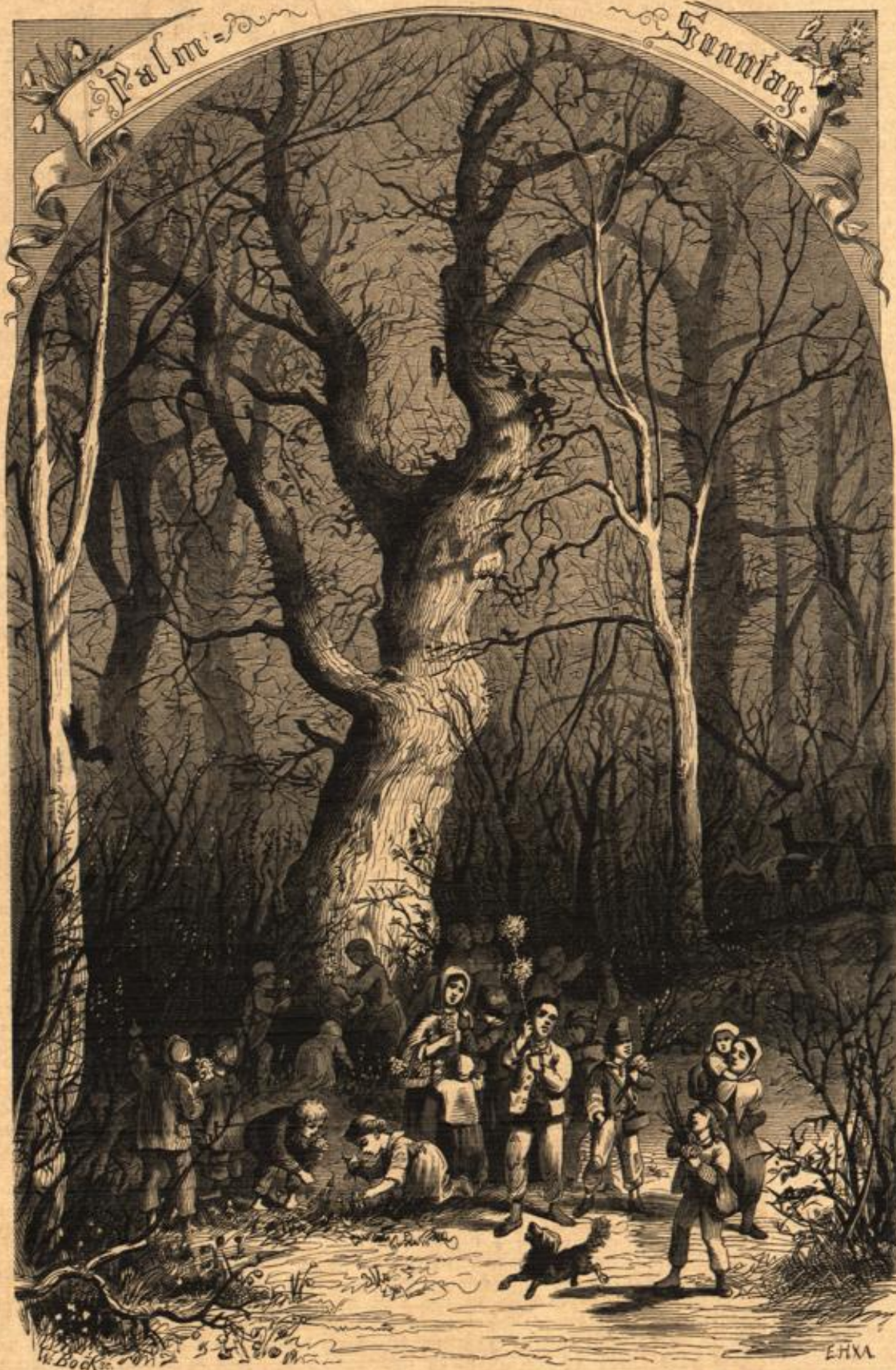
„Sein Fuhrwerk steht drüben in Wittenhausen,“ antwortete der Onkel nach einer kleinen Pause und begann dann wieder zu lesen, um fernere Fragen abzuschneiden. Nach dem Essen kam Herr Rauden noch einmal zu uns herauf, um sich zu verabschieden. Er hatte die Jagd wirklich gepachtet. Beide Männer saßen noch eine Weile und politisirten zusammen, dann brach Jener auf.

„Ich danke Ihnen für alle Ihre Güte und hoffe Sie bald wieder zu sehen,“ sprach er, sich mit ritterlichem Anstande vor uns Beiden verneigend, sein blickendes, kühnes Auge ruhte dabei sprechend auf Grete.

Er hielt Wort, er kam von Zeit zu Zeit im Laufe des Sommers, allmählig immer öfter, und es war unschwer zu bemerken, daß er von Gretens Reizen bestrickt war. Sein rasches Blut verrieth ihn häufig trotz aller weltmännischen Gewandtheit; wohl seine Worte, aber nicht seine Blicke hielt er im Zaum.

Wie es in Gretens Busen ausfiel, was mich natürlich am meisten interessirte, das vermochte ich nicht zu ergründen. Bisweilen meinte ich, sie theile seine Reizung, und bis-

weilen gestand ich mir dann wieder kopfschüttelnd, daß ihr Stündlein noch nicht geschlagen hatte. Gewiß war nur, sie nahm seine Artigkeiten nicht unfreundlich auf, und ebenso gewiß war ferner, es war irgend ein verwandter Zug in ihrem beiderseitigen Temperamente, sie waren Beide überschäumende, offene Naturen, wenn auch sonst ganz verschieden. Der Onkel behandelte den artigen Fremden mit wachsender Aufmerksamkeit, er war ersichtlich heiterer und aufgeweckter, wenn Herr Rauden uns Gesellschaft leistete.



Gedicht von Max v. Schenkendorf. Originalzeichnung von E. Runad.

Mildes warmes Frühlingswetter!
Weh' mich an, du laue Luft!
Allen Bäumen wachsen Blätter,
Veilchen spenden süßen Duft.

In des alten Domes Hallen
Hell und menschenreich der Pfad;
Frohe Botschaft hör' ich schallen,
Daß der Liebestönig naht.

Eilet, geht ihm doch entgegen,
Wandelt mit ihm Schritt vor Schritt
Auf den blutbesprenkten Wegen
In dem Garten, wo er litt.

Habt ihr auch die Mär vernommen,
Wie der Frühling mit ihm zieht,
Und im Herzen aller Frommen
Süßes Wunder schnell erblüht?

Kindlein seh'n mit grünen Zweigen
Um den heiligen Altar,
Und die Engel Gottes neigen
Sich herab zur Kinderschaar.

Blüht empor ihre Himmelsmaien,
Palmen, blüht aus meiner Brust,
Christi Wege zu bestreuen,
Der euch hegt in Lieb' und Lust.

ihre kleine Hand sah so lose fast wie die ihres finstern Vaters. Ich vermuthete, sie würde auch bei dieser Gelegenheit die Schweigsame spielen, denn ich war überzeugt, daß jener Herr Rauden Eindruck auf sie gemacht hatte.

Was diesen selbst anbetraf, so hatten seine Blicke deutlich genug gesprochen.

Der Onkel erschien etwas spät und allein, er nickte uns zu wie immer und griff nach der Zeitung. Rauden war fort, — eine Aufklärung wurde uns nicht zu Theil.

er war sogar sehr egoistisch meistens, denn er behielt ihn möglichst viel für sich selbst. —
 Einer mysteriösen Geschichte muß ich hier Erwähnung thun: Es ging schon auf den Herbst, die Jagd war eröffnet, den ganzen Tag knallte es in den Bergen und auf der Ebene, denn es schoß eben damals, wer Lust hatte.

Herr Rauden kam jetzt häufiger als im Sommer — wegen der Jagd.

„Nun hören Sie nur jene Strolche an,“ sprach der Onkel, am Fenster stehend, und deutete mit der Hand hinaus. „Auf Jahre hinaus zerstören sie den ganzen Wildstand. Die schönsten nicht das Kind im Mutterleibe.“

Herr Rauden stand mit gerunzelten Brauen daneben, hoch aufgerichtet, und sah die weißen Wölkchen hier und da aufpuffen.

„Auf Ehre!“ versetzte er plötzlich, „hier muß man Selbsthilfe gebrauchen. Den ersten von den Schlingeln, den ich fasse auf meinem Revier, dem brenne ich eines in die Knochen.“

Er zog dabei die Luft ein durch die geblähten Rüstern und sein sonst so freundliches Auge hatte plötzlich einen ganz andern, wilden Ausdruck angenommen. Alles Freundliche war aus demselben verschwunden. Dieses Mal aber ganz bestimmt sah ich Grete um einen Schatten bleicher werden. Ein Blick von ihr flog schnell zu dem Sprecher hinüber. Sie ließ ihre Handarbeit in den Schooß sinken und richtete sich auf. Ihre rothen Lippen preßten sich fest und zornig aufeinander.

Sie athmete einige Male tief und begann dann wieder zu säumen, ohne ein Wort zu sprechen.

Nach einer Weile stand sie auf und ging hinaus. Auch Herr Rauden verließ etwas später das Gemach und blieb vielleicht eine Viertelstunde fort. Ich sah Grete hernach aus dem Garten kommen und über den Hof gehen. — Ich hätte darauf schwören mögen, daß sie geweint hatte. Als ich ihr binauf auf unser Zimmer folgte, begann sie schnell in ihrem Schranke herum zu framen und drehte mir geflissentlich den Rücken zu.

Gegen Abend gingen beide Männer auf die Jagd. Kurz darauf war auch meine Cousine verschwunden. Sie kam nicht zum Abendbrot, sie kam auch nicht zur Schlafenszeit. Erst gegen Mitternacht trat sie hastig zur Kammer herein, ein Tuch um den Kopf geschlungen, mit beschmutzten Stiefeln und feuchten Kleidern.

„Grete, — wo bist Du gewesen?“ rief ich, auf sie zueilend. „Welche Angst hast Du mir bereitet!“

Sie faßte meine Hand und ihre dunklen, lieben Augen sahen aus dem etwas bleichen Antlitze heraus mich seltsam eindringlich an.

„Verrath' mich nicht und frag' mich auch nicht, Marie,“ bat sie eifrig und nahm mich in die Arme. „Ich habe ein gutes Werk gethan!“

„Grete, Grete!“ sprach ich warnend und ließ meine Blicke forschend auf ihr ruhen.

Sie legte ihre Hand auf meinen Mund. Im Nu zog sich ihre Stirne kraus und ihr Auge begann zu funkeln vor Ungeduld und Erregung.

„Du verstehst mich nicht und wirfst mich nimmer verstehen!“ rief sie, mich schüttelnd.

„O, — wie schlimm! —“

Sie begann dann, sich auszukleiden, legte sich hurtig in's Bett und schlief beinahe augenblicklich ein.

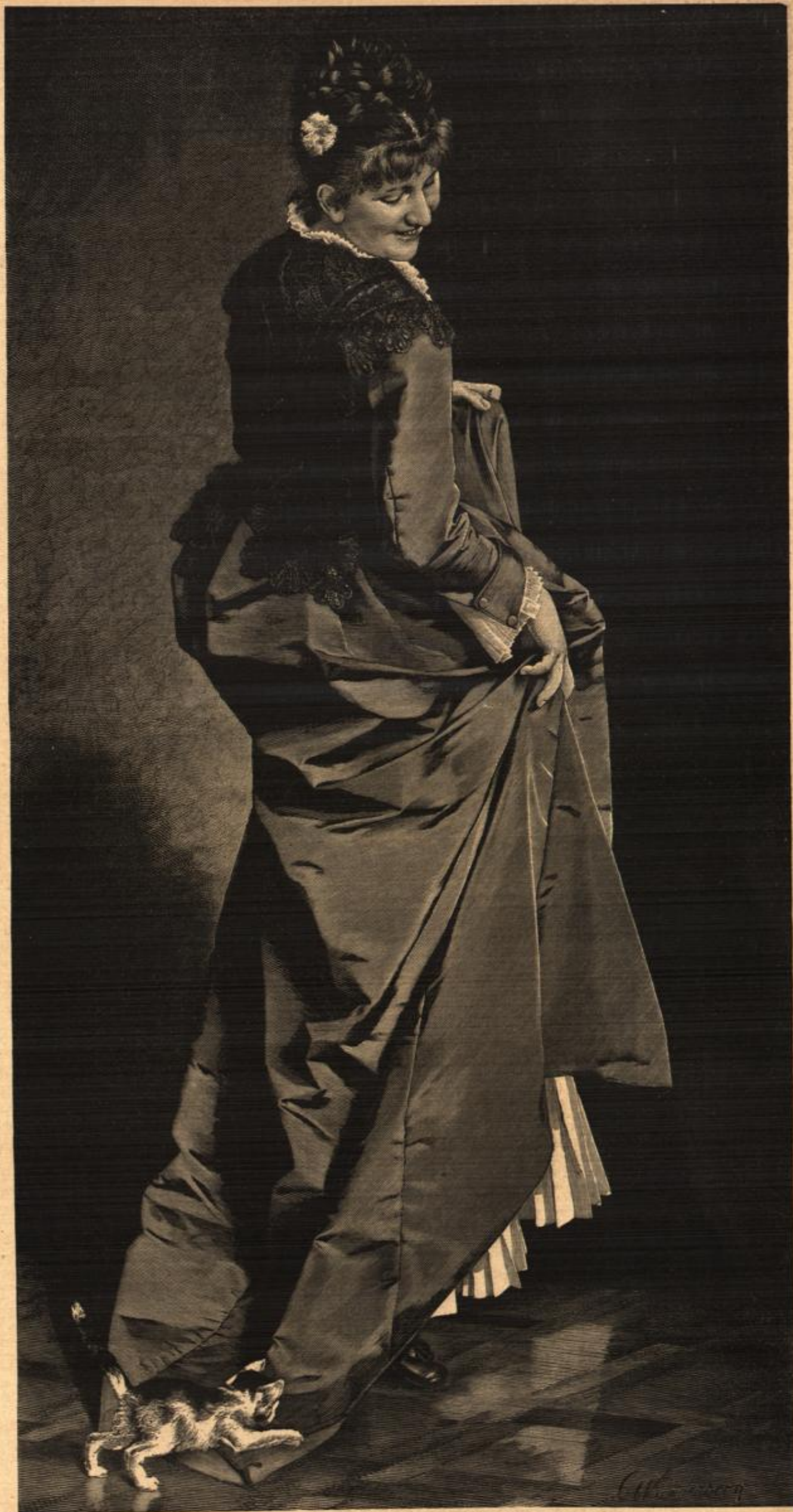
Nach einer Weile steckte die Urachel, mit der Thranlampe in der Hand, ihr altes saltiges Gesicht in die Thüre herein.

„Ist sie da?“ frug sie und schlurste auf ihr Bett zu. „Herr du meine Güte, — er sei gelobt! ... Das war a weng' viel Angst, die ich ausgelitten hab'. Je's, Marie, Joseph!“

Ich winkte ihr mit der Hand zu, zu schweigen, und sie schlurste wieder hinaus in ihrer gewöhnlichen gebückten Haltung und immerfort mit dem Kopfe schüttelnd und in sich hinein sprechend.

Grete hat mir niemals gesagt, wo sie gewesen war und weshalb sie uns Alle so in Angst versetzt hatte, sie schien aber mit ihrer Handlungsweise sehr zufrieden zu sein. Sie war die Tage nachher fröhlicher wie seit Langem, sie sang wieder und hatte wieder ihre Anfälle von Zärtlichkeit. Tausenderlei Narrheiten trieb sie mit mir. Ich vermochte aus alledem nicht klug zu werden.

(Fortsetzung folgt.)



Lustige Jagd. Nach einem Gemälde von G. Wünnenberg. (S. 378.)

Die Ueberbürdung der Jugend in der Schule.

Vortrag, gehalten im Berliner Handwerkerverein

von

Sanitätörath Dr. A. Löwenstein.

(Nachdruck verboten.)

Die Ueberbürdung der Jugend ist seit einem Jahrzehnt vielfach Gegenstand der Besprechung gewesen. In Familien, in Vereinen, in Lehrerkreisen, in medizinischen Gesellschaften, ja in parlamentarischen Versammlungen hat sie wiederholt auf der Tagesordnung gestanden. Neuerdings hat Medizinalrath Dr. Hesse die Frage in lebendigerer Fluss gebracht, zugleich aber Vorurtheile nach gerufen, die eine eingehende Prüfung und Feststellung der Thatfachen zur Pflicht machen. Hesse hat auf dem Kongress deutscher Zahnärzte in Gießen im vorigen Jahre einen Vortrag gehalten, in welchem er sechs Fälle von Geistesstörung bei Gymnasiasten auf die Ueberbürdung in der Schule, als Ursache, zurückführt. Er hat den Vortrag weiter ausgeführt, im Druck veröffentlicht und von vielen Seiten theils zustimmende, theils zurückweisende Urtheile hervorgehoben. Der Gegenstand ist wichtig genug, um eine Erörterung in die weitesten Kreise hineinzugetragen und mittelst derselben eine Klärung anzustreben. Vorweg darf zur Beruhigung bemerkt werden, daß bei den genannten Hesseschen Fällen von Geistesstörung die Ueberbürdung als Ursache durchaus nicht nachgewiesen, daß aber auch, wenn sie es wäre, sie doch nur eines von den vielen ursächlichen Momenten wäre, die dabei in Betracht kommen. Die in Folge der Hesseschen Anregung seitens des Ministers v. Puttkamer gezeichneten Schritte zur Feststellung des Thatbestandes haben erfreulicherweise ergeben, daß die größten Anstalten die Hesseschen Annahmen zu bestätigen nach ihren Erfahrungen keine Veranlassung haben.

Treten wir der Frage näher. Was ist Ueberbürdung? Wie entsteht sie? Sie entsteht entweder dadurch, daß eine über das Normale hinausgehende Last auferlegt wird, oder daß die Tragfähigkeit unter dem Maß des Normalen steht. Beide Bedingungen sind überall in's Auge zu fassen und nicht nur an Verminderung der Last, sondern auch an Steigerung der Tragfähigkeit zu denken. Schon die mechanische Tragfähigkeit läßt sich durch Uebung, Geschicklichkeit, Methode erhöhen. Es gibt auch hierbei eine Technik im Gegenhalt zur Plumpheit und Ungeschicklichkeit. Beim Aufheben schwerer Pakete, Kisten und Kästen kommt es sehr darauf an, wie sie angefaßt werden. Ebenso spielt auch bei geistigen Lasten die Methode, das Fassungsvermögen, eine nicht zu unterschätzende Rolle.

Man hält im Allgemeinen die Zeit der Arbeit, die Zahl der Arbeitsstunden für maßgebend bei der Beurtheilung der Belastung. Man sagt: neben sechs Stunden in der Schule drei bis vier Stunden häusliche Arbeit, das ist Ueberbürdung. Ich halte diesen Maßstab nicht für richtig. Nicht nur die Quantität der Arbeit, sondern auch die Qualität kommt dabei in Betracht. Eine zweistündige Arbeit kann unter Umständen ermüdender sein, als eine vierstündige, und man kann sich den Hall zweier Gymnasien bei gleichen Unterrichtsgegenständen denken, in deren einem die Ueberbürdung häufig, während sie im andern nur selten vorkommt. Einzelfälle von Ueberbürdungen sind zu allen Zeiten beobachtet worden. Schwache sind stets überbürdet, und Schwache hat es jederzeit gegeben. Es fragt sich nur, ob diese Fälle heutzutage häufiger sind, und worin die gesteigerte Häufigkeit ihren Grund hat. Es geht aus dem Gesagten hervor, daß selbst der Begriff der Ueberbürdung ein schwankender ist, und daß verschiedene Personen von verschiedenen Gesichtspunkten bei der Beurtheilung ausgehen. Vielleicht dürfte es zur Klärung beitragen, die Ueberbürdung mit einer Ueberladung des Magens zu vergleichen, für die es viel sicherere physiologische Anhaltspunkte und diätetische Regulative gibt.

Die Analogie liegt auf der Hand. Man spricht allgemein von „geistiger Nahrung“. Lernen ist Aufnehmen geistiger Speisen, und es kommt immer darauf an, wie diese verarbeitet, ob sie gehörig verdaut werden und in Fleisch und Blut übergehen. Die Lehrer sind gewissermaßen die Köche für die dem kindlichen Gehirn zuzuführenden Nahrungsmittel, und es ist unzweifelhaft, daß viele Köche den Brei verderben, ja es kann schon ein einzelner Koch, zumal ein Direktorialkoch, den Brei so sehr verderben, daß die jugendlichen Verdauungsorgane empfindlich und dauernd darunter leiden.

1) Die Quantität der Speisen muß der Leistungsfähigkeit der Verdauungsorgane entsprechen, und das „Nichtzuviel“ (Ne nimis!) ist immer ein wichtiges diätetisches Gesetz. Ein übermäßiges Anfüllen des Magens bringt eine zu starke Ausdehnung der Magenwände, Erschlaffung und Verminderung der Elastizität hervor. Ein Vollstopfen des Gehirns mit Material wird eine analoge Wirkung haben. Es wird nicht genügend verarbeitet, belästigt und härt die Aufnahmefähigkeit, den Appetit, die Lust, die Freude am Essen, am Aufnehmen. Das Menu, die Speisearte, ist freilich von der Behörde vorgeschrieben, und man darf wohl sagen, daß dabei den jugendlichen Verdauungskraften vollkommen Rechnung getragen ist. Aber diese Kräfte sind sehr verschieden, und es ist ein großer Uebelstand, daß bei den Schülern einer Klasse die gleiche Höhe des Appetits und des Leistungsvermögens vorausgesetzt wird, daß alle dieselben Speisen, dieselbe Portion, in gleicher Zubereitung, erhalten müssen. Das ist eine in der Natur der Sache liegende Schwachheit der Massenernährung in der Restauration der Schule; es kann hier auf individuelle Reigungen und Sondergelüste keine Rücksicht genommen, und einzelne Fälle von unvermeidlichen Ueberladungen müssen dann schon in den Kauf genommen werden.

2) Wichtiger noch als die Quantität ist die Qualität der Speisen. Eine gute, gesunde Kost muß nicht nur gutes Material enthalten, die Gerichte müssen auch schmackhaft zubereitet, gehörig gewürzt sein; es darf an Salz und Pfeffer, an pikanter Sauce, an Mostich nicht fehlen, um den geistigen Gaumen zu befriedigen, den Vernappetit anzuregen, den Wissensdurst zu reizen. Die Speisen müssen den Schülern nicht eingetrichtert, nicht vorgelautet werden. Das Selbstkauen ist für die Verdauung von Bedeutung. Auf die Methode kommt Alles an. Deuten lernen heißt geistig verdauen lernen. Von einer gut hergestellten Speise kann man ohne Schaden eine größere Portion genießen, als von einer nächtlichen, reizlosen. Auch die äußere Form ist der Beachtung werth: die goldene Frucht (vom Baume der Erkenntniß) in silberner Schüssel!

Das wird die Wirkung haben, daß die Dinge leicht in Fleisch und Blut übergehen, daß die Quintessenz der Säftemasse sich einverleihe, daß die Aufnahmefähigkeit gefördert, die Fassungskraft gesteigert, der ganze Organismus erfrischt, gekräftigt und verjüngt werde.

3) Die Anordnung der Mahlzeit, die Vertheilung der Speisen auf die verschiedenen Stunden verlangt die strengste Berücksichtigung. Ein entsprechender Stoffwechsel, d. h. eine Abwechslung in den Stoffen ist durchaus geboten. Es dürfen nicht drei, vier schwere Gänge, die schwer im Magen liegen, hinter einander folgen, sondern auf eine schwere Speise eine leichte, bei der sich die Aufnahmeorgane erholen, durch eine wohlthätige Abspannung zu einer neuen Anspannung sich rüsten können. Mechanische Arbeiten müssen die ernsteren Geistesthätigkeiten ablösen. Der viertelstündige Aufenthalt in der Gartenluft, das Umherpringen, die turnerische Bewegung, die munteren Spiele fördern die geistige Verdauung und erhalten die Verdauungsorgane selbst frisch und kräftig.

4) Die vollständige Verdauung der Schulmahlzeit wird erst im Hause zu Ende geführt. Das Haus spielt dabei eine gar wichtige Rolle. Aber welche? Wie ist das Haus in die Parallele einzureihen? Das Haus ist für — das Dessert bestimmend. Und hier wird gar gewaltig gegen die Geseze der Diätetik gesündigt. Man soll zum Dessert ein paar Radisheschen, einige Delikatessen, allenfalls einen kleinen Bittern nehmen; man soll das Dessert nicht zu einem Hauptgang, zu einer Fortsetzung der Schulmahlzeit machen, nicht statt Knackmandeln harte Rüsse zum Knacken geben, die die Weisheitszähne anstrengen und stumpf machen. Das ist ein Mißgriff, der sich schwer rächt. Erst im Hause kommt in den meisten Fällen die Ueberladung und Ueberbürdung zu Stande. Hier wird sie perfekt, mit allen den bösen Folgen, die nothwendig daraus hervorgehen müssen. Die Schuld trifft gleichmäßig die Schule und das Haus. Beide verlegen in unverantwortlicher Weise die klaren Vorschriften der geistigen Diätetik und die heiligen Geseze der kindlichen Natur.

A. Die Schule. Wenn den Schülern noch eine ganze Ruppe voll Nahrungsmittel mit nach Hause gegeben wird, woran sie noch drei, vier Stunden zu knabbern haben, so geht die Ruhe, die Abspannung, die Zeit zu Lust und Bewegung verloren, und die Verdauung wird in ihrem normalen Gange gestört und beeinträchtigt. Und ist es nicht die Quantität, so wird gegen die Qualität oft genug gesündigt. Man darf nur an die vielen mechanischen Arbeiten, an den übermäßigen Memorirstoff, an die eigenthümlichen Strafarbeiten, an die unpassenden, die Kräfte übersteigenden und den Geschmack verletzenden Aufgaben und Aufträge denken. Der Kommissär der Regierung selbst, Geheimrath Bonik, bemerkte vor einigen Jahren in der Kammer: „Was werden denn für Themata gegeben? Sind Gedanken tollfrei? — Woran scheitern oft unsere besten Vorkämpfer? — Recht, Macht und Unmacht des Geldes. — Das Leben eine Reise. — Wahl des Berufes“ u. s. w., Alles Gegenstände, über die ein junger Mensch gewöhnlich noch nicht nachgedacht hat, und die zum Theil das Gewissen berühren. Es ist natürlich, daß dabei nicht immer etwas Eigenes oder auch nur Angeeignetes zu Tage kommt, sondern häufig nur das, was ausgesprochen wird, wo Gedanken fehlen.“ Daß solche Speisen, die man, ohne ihnen zu nahe zu treten, als Kraut und Rüben bezeichnen kann, dem durch die Schulkost ziemlich gesättigten Magen nicht zuzagen und bekommen können, das liegt wohl auf der Hand.

B. Das Haus soll dafür sorgen, daß das ideale Verdauungsgeschäft ordnungsmäßig und ohne Störung zu Ende geführt werde. Privatstunden in Wissenschaften, Sprachen, Musik, Zeichen, Singen, Tanzen u. bringen entweder neue gedankliche Zuzufuhr in's Gehirn, oder nehmen diesem die Ruhe, die Abspannung, welche die Verdauungsorgane vorschreiben. Das ist nicht der richtige, zweckentsprechende Nachschub, das ist nicht die häusliche Entlastung, die der Schulbelastung folgen soll. Dazu gehören sich allerlei ungeeignete Vergnügungen und Zerstreuungen, Theater, Konzerte, Spiele, Liebhabertheater, bei denen es oft weniger auf's Theater als auf Liebhaber abgesehen ist. Damit gehen Aufregungen aller Art Hand in Hand, es erzeugen sich neue Gedankenrichtungen, die den Kopf erfüllen und mit einer Reizung der Nerven und des Denkorgans verbunden sind. Aufregungen, Gemüthsbewegungen fördern aber ebenso die geistige wie die leibliche Verdauung, und diese Störung ist um so größer und nachhaltiger, wenn durch alle die genannten Alotria auch der Schlaf an Zeitdauer gekürzt wird und an seinen beruhigenden und erfrischenden Eigenschaften verliert. Dazu kommen noch mancherlei Fehler in der leiblichen Verpflegung, die bald zu viel, bald zu wenig, bald zu sehr Erregendes (Bier, Wein), bald zu Reizloses, Wasseriges, bietet. Die leibliche Nahrung ist aber, das mag man nie vergessen, von wesentlichem Einfluß ebenso auf die Gedankenbildung wie auf den ganzen geistigen Verdauungsprozess.

Aus diesen Erörterungen geht deutlich hervor, daß für die normale Entwicklung der Jugend eine gute Schulkost Hauptbedingung, daß aber auch die Hauskost von großer Bedeutung ist. Wir haben's erlebt, daß aus Mangel an Lehrern in kleinen Städten Unteroffiziere zu Lehrern improvisirt wurden. Daß bei solchen militärischen Schulköchen von pädagogischer Kochkunst, von richtiger Schuldiät keine Rede sein kann, bedarf wohl keines Beweises. Aber auch den wissenschaftlich gebildeten Lehrern, die das Rohmaterial genau kennen, fehlt nicht selten jene Kochfähigkeit, die zur methodischen Herstellung einer schmackhaften und leicht verdaulichen Schulmahlzeit nothwendig ist. Man möge aber die Schulköche, wie es von so Vielen geschieht, nicht für alle vorfindenden Fälle von Ueberladung und Verderben des Magens verantwortlich machen. Das Sündenregister des Hauses ist nicht minder groß. Nur durch eine naturgemäße Diät, durch eine harmonische Verbindung der Schulküche mit der Hausküche kann ein wirklicher, wirksamer Schutz gegen Ueberbürdung geboten werden.

Schließlich möge aber noch daran erinnert werden, daß die kindlichen Verdauungsorgane selbst oft an der Ueberladung schuld sind. Sie befinden sich bei einem Theile der Schüler in einem Zustand der Schwäche; sie würden die leichtere Kost einer niedrigeren Klasse ganz gut vertragen, die der höheren ist ihnen zu schwer. Was soll hier der Schulkoch thun? Er hat nur eine große Schüssel für Alle, und — „Gutes schickt sich nicht für Alle“ darf man auch hier sagen. Das ist ein großer Uebelstand, und darin liegt sehr oft die Ursache der Ueberbürdung. Bei einer zu kräftigen Nahrung leiden die mangelhaft entwickelten Organe mehr und mehr. Nur durch eine zeitweise leichtere, entsprechendere Nahrung könnte geholfen werden. Vielleicht ließe sich in

jeder Klasse eine Invalidenstation einrichten, die für eine leichtere Küche Sorge trüge. Ohne Zweifel gibt es aber auch Fälle, bei denen auch die letztere Maßregel erfolglos bliebe. Da müßte dem Oberkoch die Nacht eingeräumt werden, zu sagen: der kleine Müller, oder der kleine Schulze kann unsere Speisen nicht vertragen und wird sie nie vertragen; für ihn besonders tochen können wir nicht, es bleibt also nichts Anderes übrig, als daß er uns verläßt und eine andere Küche aufsucht, die für ihn paßt. Wäre diese Nacht dem dirigirenden Koch gegeben, es würde manche Klage zum Schweigen gebracht werden.

Eine lustige Jagd.

(Bild S. 377.)

Unter den deutschen Kunstlern der letzten Weltausstellung zu Paris erntete ein noch junger Maler der Düsseldorfer Schule, Karl Wünnenberg, für sein vortrefflich gemaltes Bild: „Dame mit spielendem Käzchen“ („Eine lustige Jagd“ haben wir das Bild benannt), bei den Beschauern großen Beifall. Schon auf der 1877er Berliner großen Kunstausstellung war das Bild der Gegenstand vielfacher Aufmerksamkeit gewesen. In Paris war es stets unlagert, und schon nach den ersten Tagen der Eröffnung der Kunstausstellung verkündete ein daran befestigter Zettel mit der Aufschrift „vendu“, daß der Künstler sein Eigenthumsrecht daran aufgegeben hatte; ein kunstbegeisterter Engländer war der Käufer. Nicht die Wahl eines reichen Motivs allein macht ein Bild zu einem Kunstwerk; in der geistigen Vollendung erst, wenn auch in der einfachsten Idee vorgetragen, drückt der Meister seinem Werk den Stempel der Kunst auf. So ist es auch hier geschehen: Grazie und Anmuth in Haltung und Ausdruck der jungen Dame, Naturwahrheit der Bewegung und ausgeführte Schönheit der edlen Gewandung, welche die schöne Frauengestalt reizvoll umfließt, das sind die bescheidenen, aber kunstreichen Vorzüge des Bildes; unser Holzschnitt gibt sie alle vortrefflich wieder. — Karl Wünnenberg wurde am 10. November 1850 zu Düsseldorf geboren.

Das Wadsthum New-Yorks.

New-York ist die größte Stadt der neuen Welt. Die Entwicklung ihrer Bevölkerungszahl ergibt sich aus folgender Tabelle:

| | |
|------|-----------|
| 1731 | 4,622 |
| 1788 | 23,614 |
| 1791 | 33,331 |
| 1845 | 371,223 |
| 1850 | 515,547 |
| 1855 | 629,810 |
| 1860 | 813,669 |
| 1865 | 726,386 |
| 1870 | 942,292 |
| 1875 | 1,041,886 |
| 1880 | 1,209,561 |

Der einzige Rückgang erfolgte demnach während des Bürgerkrieges. Der Werth des Grundbes und Bodens ist natürlich im Verhältnisse ebenso sehr gestiegen; zum Beweise dafür möge angeführt werden, daß ein Grundstück, welches unter dem Namen „sive mulo farm“ im Jahr 1832 auf 40,000 Dollars gekostet wurde, gegenwärtig einen Werth von 12 Millionen Dollars hat. Als Kuriosum verdient erwähnt zu werden, daß die Holländer für die Manhattaninsel, auf welcher jetzt New-York steht, im Jahre 1614 dem dortigen Indianerstamme als Kaufpreis folgende Gegenstände gaben: 10 Hemden, 30 Paar Strümpfe, 10 Gewehre, 30 Pfund Pulver, 300 Kugeln, 30 Beile, 30 Kessel und eine kupferne Bratpfanne. Beide Parteien, so sagt die holländische Chronik, glaubten einen guten Handel gemacht zu haben.

Neue Beläubungstoffe.

Das Chloroform dürfte binnen Kurzem eine sehr gefährliche Konkurrenz zu bestehen haben. So legendreich auch das Chloroform seit der Zeit seiner Anwendung in der Chirurgie erwiesen hat, so sind doch mannigfache Unglücksfälle in allen Kliniken und Krankenhäusern zu verzeichnen gewesen. Aus bisher unerklärlichen und unerklärten Ursachen sind eben in Folge der Chloroformeinwirkung plötzliche Todesfälle auf dem Operationstische eingetreten; da nämlich bei der Betäubung durch Chloroform eine ganz außerordentliche Herabsetzung des Blutdrucks und der Pulsfrequenz stattfindet, so liegt die Vermuthung sehr nahe, daß eine Lähmung der Herznerven eintreten kann. Diese Gefahr ist nun bei der Anwendung der beiden jüngsten Betäubungsmittel gänzlich ausgeschlossen. Es ist das Verdienst eines unserer jüngeren Chemiker, des Privatdozenten an der Universität Jena, Dr. Tauber, auf Grund einer so scharfsinnigen theoretischen Betrachtung die Wirkung der betreffenden Stoffe erschlossen und durch Versuche an Thieren (an Fröschen, Kaninchen und Hunden unternommen) nachgewiesen zu haben. Die Stoffe führen die etwas scharfer zu behaltenden Namen: Methylochloroform und Monochloräthylchlorid. Athem- und Pulsfrequenz zeigten an den betäubten Thieren nur geringe Schwankungen. Später hatte auch Herr Dr. Tauber an sich Betäubungsversuche mit Methylochloroform in Gegenwart des Geheimen Rath's v. Langenbed und vieler anderer Aerzte anstellen lassen. Die Ergebnisse waren überraschend. Ein sogenanntes Erregungsstadium, wie es die Chloroformbetäubung zu erzeugen pflegt, trat nicht ein, Athmung war ruhig, Pulszahl hielt sich auf normaler Höhe, während die Betäubung eine vollständige war. Nachdem dieselbe aufgehoben wurde, war das Befinden ein ganz gutes. Weder Uebelkeit, noch Benommenheit im Kopfe waren zu bemerken. Wir haben also in diesem Methylochloroform ein Betäubungsmittel, welches alle Vorzüge des Chloroforms besitzt und keine einzige der Schädlichkeiten desselben im Gefolge hat. Es dürfte daher dasselbe schon in der nächsten Zeit dazu berufen sein, die allgemeinste Aufmerksamkeit der Chirurgen und Physiologen auf sich zu lenken.

Ein dunkler Schatten.

Erzählung

von
F. L. Heimar.

(Fortsetzung.)

Es war nun fast ein Vierteljahr seit den obenwähnten Ereignissen verfloßen. Der Mund, durch welchen Theresen damals jene schreckliche Wahrheit bestätigt worden war, hatte inzwischen noch nicht wieder zu ihr geredet, sein Auge das ihrige noch nicht wieder aufgesucht — Gustav hielt sich fern in einsamer Verbannung. Aber schwer wäre es zu sagen gewesen, ob sie auch nur den leisen Wunsch hegte, daß letzteres anders sein möchte, ob sie sich gar von einem Gefühl, das Verlangen oder Sehnsucht heißen konnte, bewegt fühlte — so ruhig, so kalt fast gab sie sich nach außen, so gelassen und von jeder Aufregung und Spannung fern würde sie der besunden haben, der sie in den Stunden ihres Alleinsichs beobachtet hätte. — Vielleicht freilich möchte Finer, der seinen Blick in das Seelenleben der stolzen Frau richten durfte, sich gesagt haben, daß ihr nicht stumpfe Gleichgültigkeit die Haltung lieh; daß es nur eine starke, sichere Empfindung sein konnte, eine Empfindung, die in jedem Augenblicke all' ihr Denken und Thun leitete, von welcher ihr ganzes Wesen getragen ward; indessen — es gab Keinen, der ihr gerade in dieser Zeit nahe getreten wäre, da auch Theobald in den letzten Monaten nur durch das Hülfsmittel der Korrespondenz mit ihr hatte verkehren können.

Es war in dieser Zeit, als ihr eines Tages ein Fremder gemeldet ward, dessen Name zwar zuerst ein leichtes Roth in ihre Wangen trieb, den sie alsdann aber in lebhafter Bewegung hereinzuführen befaß, indem sie ihm gleichzeitig mit ausgestreckten Händen entgegen ging.

„Herr Professor Freiberg — mein Freund; ich danke Ihnen, daß Sie wieder zu mir kommen!“ sagte sie.

Er küßte ihre Hand und sah ihr dann, erregt freilich, aber doch mit klarem und freiem Blick in's Angesicht.

„Und ich danke Ihnen für die gute Wert, gnädige Frau! Warum sollen zwei Menschen, die sich einander hoch und werth halten, nur aus dem Grunde einander für's Leben fern bleiben, weil Eines von ihnen für das Andere nicht ein Gefühl fassen konnte, welches das war, wenigstens nicht in der höchsten Potenz, was man sich einmal gewöhnt hat Liebe zu nennen?“

„Gott weiß, wie weh es mir gethan hat!“ sagte sie, ihre Blicke senkend.

„D, o, ich wollte Ihnen keinen Vorwurf machen, gewiß nicht!“ beschwichtigte er. „Wir wollen Vergangenes ruhen lassen! Um unser Verhältniß für alle Zeit festzustellen, kam ich hieher: Sie haben mich Ihren Freund genannt, und damit ist eigentlich Alles gut.“

„Gottlob!“ sagte sie aufathmend.

„Sie vertrauen mir also noch?“ fragte er, sie freundlich anblickend.

„Als dem besten, dem edelsten Manne!“ sagte sie warm, indem sie ihm noch einmal die Hand reichte.

„Sagen Sie: als einem, der vielleicht aufrichtiger als irgend Jemand in der Welt Ihnen ergeben ist und Ihr Glück will, so bin ich zufrieden!“ entgegnete er ernst.

Sie sah ihn mit einem raschen, aber zugleich tiefen Blicke an.

„Ich glaube Ihnen das, Freiberg, denn ich weiß es an mir selbst, wie viel Einem Glück und Unglück eines Menschen gilt, den man — den man liebt — — mehr als das eigene Schicksal!“

„Sie denken jetzt an den Mann, den Sie nicht ver-
gessen konnten?“ sagte er.

„Ja,“ sagte sie einfach, „an ihn.“

Er nickte.

„Sie haben Recht! Sein Unglück mußte Sie erschüt-
tern!“

In ihren großen Augen trat ein Ausdruck von Ueber-
raschung hervor.

„Sie sprechen von seinem Geschick — so müssen Sie
auch von seiner Person wissen! Wer sagte Ihnen — —“

Sie sprach die Frage nicht aus, aber es war auch nicht
nötig gewesen: als wenn er ihr Vater, ihr älterer Bruder
wäre, hatte er sie schon an der Hand gefaßt.

„Wissen Sie es nicht, daß sich zu gewissen Zeiten und
für gewisse Personen unser Blick schärft, Theresen, und daß
wir somit gezwungen werden, an die eine und die andere
Thatsache Vermuthungen zu knüpfen, die endlich zu einer
einzigigen, aber festen Gewißheit führen müssen? Ich hatte
noch nicht aufgehört, um das Ende jener unglücklichen Frau
— sie war mir von ihrer Jugend her bekannt gewesen —
zu trauern, als ich schon die Ueberzeugung in mir fühlte,
daß ihr Gatte der Mann war, an den Ihre Neigung Sie
geknüpft hielt.“

„Wohl,“ sagte sie hochaufathmend, „mein Stolz ver-
wehrt mir, die Wahrheit zu verleugnen, aber er sagt mir
gleich, daß ich nicht vor ihr, nicht vor Ihnen selbst, Frei-
berg, zu erröthen brauche.“

„Sie dürfen so sprechen, Theresen,“ entgegnete er warm.

„Würde ich jetzt vor Ihnen stehen, wenn ich denken müßte,
daß mein Anblick Ihnen nur die geringste Beschämung —
in Ihren eigenen Augen nur — bereiten könnte?“

„Ich danke Ihnen — ja, ich danke Ihnen!“ sagte sie
mit einer Innigkeit, die sie selten in ihren Ton legte.

Eine Weile nun schwiegen Beide, dann fragte sie:

„Haben Sie Gustav von Wüsten gesehen, seitdem seine
Frau ihren Tod fand?“

„Nein,“ entgegnete er, „nicht vor und nicht nach dieser
Zeit; aber von hier aus nehme ich den Weg, der mich zum
ersten Male in persönliche Berührung mit ihm bringen soll,
nachdem wir uns zuvor durch Briefe einander genähert
haben — zu Ehren gleichsam der Frau, die uns Beide an-
ging. Wie hätte ich dem gebrochenen Manne die Theil-
nahme, welche er suchte, versagen können!“

„Gebrochen,“ sagte sie mit einer Stimme, die in Be-
wegung zitterte, „die Welt nennt ihn so — ich selbst fand
ihn tief gebeugt in dem einen Moment, der uns einander
entgegenführte, aber haben Sie noch nie einen Baum, der
sich wieder aufrichtete, trotzdem er durch den Sturm geknickt
schien, weil ihm das innerste Mark seines Lebens geblie-
ben war?“

„Sie vergessen Gino, Theresen!“ gab er ernst bedeutend,
wenn auch milde zurück. „Wüsten hat noch etwas Anderes
zu tragen als das Unglück, welches wir mit ihm beklagen.“

Sie hob den Kopf empor, den sie einen Augenblick lang
gesenkt gehalten hatte.

„Er fühlt sich nicht frei von Schuld — ich weiß es,
und es thut mir weh um ihn, wie ich auch Weh empfunden
habe um das Herz, welches seinetwegen unglücklich gewesen
ist. Dennoch wird er, wenn er kein Schwächling ist —
und ich halte Gustav nicht für einen Schwächling —
sich nicht selbst zum Opfer eines unfruchtbaren Trauerns
machen, nachdem das Schicksal, durch welches furchtbares
Mittel auch immer, ein Band zerrissen hat, das zur Kette
für ihn geworden war. Und wollte er sein Leben weg-
werfen, so spreche ich: er kann es nicht, kann es so wenig,
wie er sagen darf, daß es ein herrenloses Gut geworden ist.“

Sie hatte sich zu ihrer vollen Höhe vor ihm aufgerichtet,
als sie die Worte sprach; ihr freier und stolzer Blick ver-
lündete; daß sie für die Meinung eintreten würde, die er
derselben unterlegen konnte. Und in der That, sie brauchte
nicht Sorge darum zu tragen, ob er sie richtig verstehen
oder ob er es sich nicht selbst sagen würde, daß ihre Liebe
eine Macht sei, die Gewalt über jenen Trauernden gewinnen
müßte! — Er ließ seine Blicke auf der edlen, vornehm-
prächtigen Erscheinung ruhen, und daneben stellte sich ihm
dann die Gestalt der zarten, blenden Frau, die in Theresen
— und wer konnte sagen, mit wie bitterem Gramme wohl! —
ihre Nebenbuhlerin gesehen hatte. Trotz der warmen Zu-
neigung, die er dem Kinde seines alten Freundes gewidmet
hatte, begriff er doch, daß es Anna schwer, ja unmöglich
geworden sein würde, das Weib, welchem Wüsten's erste
Liebe geweiht gewesen war, aus seinem Herzen zu verdrän-
gen; mehr aber noch: er begriff auch, daß Theresen nun
und nimmer die Gewalt, welche sie übte, verlieren konnte,
und daß darum die matteren und schwächeren Farben jenes
andern Bildes bald ganz und gar vor denen des ihrigen ver-
bleichen mußten.

Sein Denken that ihm weh aus mehr als einem Grunde,
aber wie er seine Gerechtigkeit vor sich selbst aufrecht er-
halten wollte, so sollte auch der Freundschaft, welche er der
ihm so theuren Frau angelobt hatte, ihr unangestastetes
Recht gewahrt bleiben. Er reichte ihr die Hand und sagte
ernst:

„Möge es sein, daß die Liebe ihr Werk thue und daß
neues Leben gewinne, was erstorben schien!“

Sie antwortete nicht mit Worten, aber ihre Augen
leuchteten auf, als wenn innere Kraft und Siegesfreudigkeit
ihren Strahl in dieselben gelenkt hätten.

Sie redeten dann noch von anderen Dingen mit ein-
ander, ruhig und ernst, wie sie vordem oft Gespräche mit
einander geführt hatten, und erst als er von ihr ging, kam
sie noch einmal auf das, was ihnen Beiden auf dem Herzen
lag, zurück.

„Sie gehen zu Wüsten,“ sagte sie zu ihm, „bringen Sie
ihm meinen Gruß von mir, nennen Sie, wenn es sein kann,
meinen Namen nicht vor ihm! Von außen soll ihm nichts
kommen, was sein Gedenken weckt: als eine Naturnoth-
wendigkeit muß sich sein Denken auf mich zurücklenken!“

Er legte sein Versprechen in ein stummes Neigen des
Hauptes; alsdann schieden sie.

Zwei Tage später, und der Professor hatte eine andere
Abschiedsstunde zu durchleben.

Mit Behmuth hatte er das Haus, dessen Herrin Anna
einst gewesen war, betreten, mit Behmuth verließ er das-
selbe. Wenn aber beim Kommen sein Empfinden zumeist
der unglücklichen jungen Frau gegolten hatte, so gehörte
dasselbe jetzt in fast noch höherem Grade ihrem Gatten, der
ihm während der kurzen Zeit ihres Beisammenseins zu
einem Gegenstande warmer und aufrichtiger Theilnahme ge-
worden war.

„Es war mir nöthig, Sie kennen zu lernen, Wüsten,“
sagte er, als er mit seinem Wirth auf die Terrasse getreten
war, um von dort aus den seiner harrenden Wagen zu be-
steigen. „Ich hätte immer eine irrige Vorstellung von
Ihnen behalten, wenn wir uns nicht persönlich die Hände
gereicht hätten.“

„Sie waren mir gram, und vielleicht sehr,“ sagte Wüsten
mit traurigem Ernst, — „ich verstehe das! Ich nehme es
auch nur als unverdiente Güte auf, wenn Sie dieß jetzt
vielleicht weniger sind.“

„Nein, nein, nicht so!“ wehrte Freiberg lebhaft ab.

„Es gab eine Zeit — ich leugne es nicht — wo ich mit
Gefühlen kämpfte, die gegen Sie gerichtet waren; aber
Ihre Briefe schon nahmen ihnen den Stachel, und jetzt —
jetzt sage ich mir, daß Alles wohl so hat kommen müssen!“

Wüsten schüttelte den Kopf.

„Sie sind mir ein besserer Anwalt, als ich selbst für
mich sein kann! Aber lassen wir das! — Einen Blick in
mein Leben haben Sie gethan; daß ich Ihnen von meinem
Gewissen rede, Sie in die Vorwürfe, welche es mir macht,
einweibe, werden Sie selbst nicht fordern!“

Mit erstem Interesse blickte der Professor ihn an.

„Nein, nicht fordern und nicht einmal wünschen kann ich
es,“ sagte er. „Etwas bleibt in jedem Menschen und soll
vielleicht auch in ihm bleiben, das keinem Andern gehört
als Gott allein; und wie er uns dafür unsere Arbeit auf-
legt — Manche wollen sein Antworten Strafe nennen!
— so soll auch diese wieder nur uns allein gehören, das
heißt, wir sollen mit ihr fertig zu werden trachten, ohne
daß ein Anderer uns hilft.“

„Und worin sehen Sie meine Arbeit — meine Strafe?“
fragte Gustav gedankenvoll und zugleich — wenn auch
melancholisch — lächelnd.

„Ihre Aufgabe war, dem Leben wieder gerecht zu wer-
den! Und mit meinen Augen habe ich gesehen, wie Sie
dieselbe erfüllen! Die Verwaltung Ihres Guts, welche Sie
— so hörte ich es ja von Ihnen selbst und so bestätigten
es die Leute hier — erst nach Anna's Tode so recht in die
Hand genommen haben, legt bereitetes Zeugniß ab für Ihr
Schaffen; Sie widmen sich gemeinnützigen Zwecken; — für
jede Klage, jedes Verlangen Ihrer Untergebenen haben Sie
ein Ohr; — ich bin Zeuge geworden der Liebe und An-
erkennung, zu der Sie Ihre Leute gezwungen haben!“

„Halten Sie ein!“ bat Gustav, indem er dem Pro-
fessor sanft, aber fest die Hand auf den Arm legte. „Sie
reden, als wollten Sie mir ein Verdienst beimessen, wäh-
rend ich nur einem persönlichen, unwiderstehlichen Drange
in Altem, was ich thue, gehorche! Daß ich es gerade her-
aus sage; es zwingt mich, Anna's Spuren nachzugehen; —
es ist mir, als könnte ich — nicht sie selbst, aber doch einen
Schimmer von ihr festhalten, wenn ich genau die Wege
wandle, welche die ihren waren.“

Mit Nührung blickte Freiberg ihn an.

„So fehlt sie Ihnen doch, Wüsten?“ fragte er.

Gustav antwortete nicht direkt auf die Frage, ja, es
mechte scheinen, daß er dieselbe gar nicht recht gehört habe
und, als er wieder die Lippen öffnete, eigentlich nur zu sich
selbst spräche.

„Ich fand Anna einmal nicht, als ich von einer Reise
zurückkehrte; — ich war nur wenige Stunden ohne sie, aber
mir kam ein Gefühl, es sei irgend etwas in meiner Um-
gebung gestorben. Ich wunderte mich selbst darüber, daß
es so war, und dennoch — ja, ich hatte später vergessen,
nur wieder daran zu denken. — Nun ist mir jenes Emp-
finden zurückgekehrt, aber nicht mehr als ein flüchtiges: in
jeder Sekunde fast fordert es von mir, daß ich meinen
Verlust abschätze, zum Entgelt wohl dafür, daß ich früher
blind war gegen meinen Besitz.“

„Es werden Ihnen bessere Zeiten zurückkommen,“ sagte
Freiberg bewegt, „das Leben wird Sie zwingen, auch wie-
der anderen Erinnerungen nachzugehen!“

Gustav schüttelte den Kopf.

„Das ist vorbei, mein Freund! Mein Erwachen ist ein
trauriges, aber es ist ein Erwachen! Auf das, was früher
war, sehe ich nun zurück wie auf einen Traum, der dahinten
bleiben muß für alle Zeit.“

Er hatte mit so entschiedenem Ausdruck gesprochen, daß
Freiberg sich wohl sagen mußte, seine Worte seien nicht als
bloß hingeworfene oder allgemeine zu verstehen, sondern ein
bestimmter, klar-bewusster Gedanke habe sie hervorgerufen;
und darum auch mußte er einen Augenblick stutzen.

Der Gedanke an Theresen kam ihm; er war nahe daran,
ihren Namen halb unwillkürlich auf seine Lippen treten zu
lassen, aber rechtzeitig noch bejaunt er sich auf den Wunsch
der Freundin, auf sein ihr gegebenes Versprechen. Er
durfte die Erinnerung an sie, an das Verhältniß, in welchem
Wüsten zu ihr stand, nicht gewaltsam anrufen; so drängte
er denn jede Antwort, die eine Mahnung, eine Tröstung
hätte werden können, zurück.

In Wirklichkeit aber mußte schon in dieser Minute die
ganze Unterhaltung ihr Ende gewinnen — die stampfenden
Ferde mahnten den Professor daran, wie nöthig es sei, den
Ausbruch zu beschleunigen. Ein paar herzliche Worte des
Abschieds daher, ein freundschaftlicher Händedruck blieb
Alles, was noch zwischen den beiden Männern gewechselt
werden konnte, dann rollte der Wagen fort.

Auf der Fahrt gewam Freiberg wieder Ruhe, der zu-
letzt mit Wüsten geführten Unterredung noch weiter nach-
zudenken, und damit kam ihm jenes Befremden zurück, das
ihn schon einmal angewandelt hatte. War es denn mög-
lich, daß die Liebe, welche Wüsten seinem Weibe nicht er-
wiesener hatte, als sie lebte, nach ihrem Tode plötzlich in ihm
erwacht war? Ja, es war keine Frage: er hatte es mit
seinen Ohren vernommen, es klar vor den eigenen Augen
gesehen, daß ihr Kultus der Inhalt seines Lebens geworden
war! Dennoch — Freiberg hatte viele Erfahrungen ge-
sammelt, in vieler Menschen Sein und Wesen geschaut —
sollte er glauben, daß Wüsten's Trauer unheilbar bleiben,
daß sie nie und nirgends ihren Trost suchen solle? An dem
seltsamen Gefühl, das ihn bei seiner eigenen Frage ergriff,
erkannte er, daß er einen Augenblick lang nahe daran ge-



In der nächsten Minute aber schon war Alles, dachte er selbst Alles anders. Die Erinnerung an Theresen war ihm voll zurückgetehrt — zugleich diejenige an die Worte, welche sie in gerechter Zuversicht gesprochen hatte — konnte ihm da noch ein Zweifel bleiben, daß Wüsten zu ihr zurückkehren, sich darauf besinnen mußte, daß sie, um derentwillen er einst mit dem Leben gebrochen hatte, dieselbe war, die ihn wieder mit diesem Leben versöhnen konnte? Ja sie, und sie allein war der Gegenstand von Wüsten's Liebe! — so wenig wie die arme Anna dieß bei ihren Lebzeiten gewesen war, so wenig war sie es jetzt! Er hatte sich nur eine kurze Weile über Gustav's Gefühl getäuscht, gleichwie dieser selbst sich täuschen mochte. Mitleid und Neugier schufen es, daß er bei ihrem Andenken verweilte, als wenn er sie liebte, sein Herz — es gehörte der Andern!



Mit dieser Ueberzeugung aber hatte Freiberg auch sein

weisen war, eine Art Hoffnung für sich selbst auf's Neue in sich aufsteigen zu lassen; eine Hoffnung? — nein, die Vorstellung nur, daß die mit Wüsten vorgegangene Umwandlung auch sein Verhältnis zu Theresen berührt haben könne, also, daß eine weitere Fügung dasselbe völlig lösen dürfte.

eigenstes Wesen wiedergefunden, jede Regung selbstlichen Empfindens von sich abgestreift. Dürfte er es den beiden Menschen, die durch lange und bittere Prüfungen geführt worden waren, mißgönnen, wenn sie nach denselben zu ihrem höchsten Glück gelangten? wäre es seiner würdig gewesen? — Er war wieder im Stande, es sich selbst zu sagen,

daß Gustav und Theresen einen Freund an ihm hatten und — mochte da kommen was wollte — behalten sollten! —

Das herzliche Verhältnis zwischen Theresen und ihrem Verwandten hatte durch die räumliche Trennung, welche nach jenem ersten Beisammensein eingetreten war, nicht verloren, vielmehr waren Beide sich in dem zuvor verabredeten



1. Leumann, Häuptling von Apia. 2. Fantusia, sein Weib. 3. und 4. Typen von Eingeborenen. 5. Ein Dorf. 6. Der Siva oder Tanz im Sitzen.

Briefwechsel nur noch näher getreten, und so war es leicht begreiflich, daß namentlich die Erstere, welche es bisweilen halb ernst, halb scherzhaft gesagt hatte, daß sie sich ihrer ganzen Natur nach eigentlich für Freundschaften prädestinirt glaube, diesem Verkehr mit erfreuter Seele hingab. Aus demselben Grunde aber fühlte sie in ihrem Tagesleben eine empfindliche Lücke entstehen, als ihr durch eine Reise, die Solling gerade in dieser Zeit angetreten hatte, für eine Weile die gewohnte Anregung entzogen blieb, und selbst sein Versprechen, ihr nachträglich den Antheil an jedem seiner Erlebnisse gönnen zu wollen — er war zu einer Versammlung von Fachgenossen, die in einer südlichen Hauptstadt tagte, gereist, um von dort über B., den Wohnort seiner Mutter, zurückzukehren — konnte sie nur halb über die gegenwärtige Entbehrung trösten. Desto angenehmer war nun ihre Ueberraschung, als sie — es war wenige Tage nach dem kurzen Besuche Freiberg's — einen Brief von ihm empfing, der ihr schon durch den Poststempel verrieth, daß die vor Kurzem erst erwähnte Heimat ihn wieder aufgenommen habe.

Wie um sich auf das Lesen vorzubereiten, die vollgültige Stimmung für dasselbe erst in sich wach zu rufen, wiegte sie den Brief einen Augenblick in der Hand, bevor sie ihn öffnete.

„Ich wollte fast, Theobald hätte jetzt irgend ein Anliegen an mich,“ sagte sie lächelnd, „ich könnte dann in die Gewährung etwas von der Freude legen, die mir sein Brief gebracht hat!“

Es war, als hätte der Zufall in eigener Person ihr Wort gehört, als wenn er selbst ihr die Antwort ertheilen wollte, denn in der That, Theobald's Brief enthielt ein Anliegen, nur freilich eines, das sie, im ersten Augenblick wenigstens, etwas stutzig machte, schon durch die Kürze und Seltsamkeit seiner Fassung.

„Als der Berg nicht zu Mahomed kommen konnte, kam Mahomed zum Berge,“ schrieb Solling, „und so stehe ich Sie an, Therese: seien Sie in diesem Falle mein Prophet und kommen Sie zu mir, als dem Berge, der an die Stelle geschmiedet ist durch Fesseln, welche — aber genug: ich werde Ihnen die Fesseln bezeichnen, wenn Sie hier sind,

denn Sie sollen bei ihrer Lösung helfen, und gerade darum müssen Sie kommen. Fragen Sie sich selbst, Therese, ob Sie es nicht müssen, wenn Ihr Freund es dringend, ernstlich wünscht!“

Theobald.“ Sie las das Blatt ein, zweimal mit Kopfschütteln, sie prüfte jede Zeile, jedes Wort — umsonst, der eigentliche Sinn und Gedanke ließ sich nicht enträthseln. Nur das Eine war klar, daß die Sache trotz ihrer Einlebung nicht auf Scherz beruhte, sondern auf Ernst! und wenn das war — nun, dann durfte sie ihn mit dem Vertrauen, welches er auf sie setzte, nicht im Stiche lassen. Seinem Wohnort einmal zu gelegener Zeit einen Besuch abzustatten, hatte sie ihm längst versprochen — die gelegene Zeit aber war, wenn er ihrer Hülfe bedurfte, und darum eben — er hatte, er behielt Recht; sie mußte einfach thun, was er wünschte, ohne viel kleinliches Bedenken, Zögern und Fragen! — Noch in derselben Stunde packte sie ihre Sachen für die betreffende Reise.

In einem Zimmer des Gasthauses, welches Therese sich in D. zum Quartier gewählt und von dem aus sie Sol-



Kloax hia i, kloax bleib i.
groaß mag i nöd weru,
schon runkert, schon punkert,
wir a haselaußkern!



Bußerl gehu, bußerl gehu,
is ja kua sund,
hat mas mei maada
glernt
als a kloaxs kind!

lung ihre Ankunft hatte melden lassen, sahen sich die Verwandten wieder.

„Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen herzlich, daß Sie gekommen sind!“ sagte Theobald, als er ihr die Hand drückte.

„Sie haben meine Schwäche erkannt, daß ich meinen Freunden kaum etwas abzuschlagen vermag,“ sagte sie lächelnd, „Sie sind ein guter Redner! — Nun aber,“ fuhr sie, rasch wieder zu größerem Ernst zurückkehrend, fort, „weßhalb beriefen Sie mich, Theobald?“

„Vediglich, um Ihnen von meiner Reise erzählen zu können, Therese!“ sagte er ernsthaft.

„Gehen Sie — wir reden jetzt ohne Scherz!“ entgegnete sie. „Es ist mir nicht entgangen, daß Sie mich auf Geheimnisse vorbereiten wollten.“

„D nun, von Geheimnissen später!“ rief er anscheinend unbefangen aus. „Sie müssen es sich wirklich gefallen lassen, daß ich meinen Reisebericht vorausschicke und wenigstens mit B., wo ich meine Mutter besuchte, anfang!“

„Nun denn, so erzählen Sie!“ sagte sie in halb lachendem, halb resignirtem Tone. „Ich vermute, daß Sie die

interessantesten Erlebnisse hatten, schon von dem Augenblick an, als sich die Thore Ihrer Vaterstadt in Ihrem Rücken befanden!“

„Durchaus nicht!“ entgegnete er trocken. „Die Fahrt war im Gegentheil so langweilig als möglich! — So kamen wir bis zu der Station, in deren Nähe im vorigen Frühjahr der Zug entgleiste — Sie erinnern sich dessen, Therese!“

„Ja, ja,“ sagte sie mit einiger Hast, „ich habe das Unglück nicht vergessen! Aber Sie werden jetzt nicht von diesem sprechen wollen?“

„Nein, wenigstens nicht, um Ihnen dasselbe auf's Neue zu schildern! Mir selbst aber werden Sie es nicht übel nehmen, daß sich meine Gedanken wieder lebhaft mit ihm beschäftigten, als ich seinem Schauplay so nahe war, und daß ich — es war mir eben verkündet worden, daß ich noch eine Stunde auf den weitergehenden Zug zu warten habe — keinen andern Entschluß faßte, als den Ort, der mir leicht zur eigenen Leichenstatt hätte werden können, noch einmal wieder zu betreten. Und als wenn das Schicksal es geradezu darauf abgesehen hätte, die Erinnerungen wieder

recht lebendig werden zu lassen, mußte es mir in der passenden Minute Jemanden in den Weg führen, mit dem ich bereits einmal an der nämlichen Stelle zusammen gewesen war. Ich meine fast, ich erwähnte schon früher der Bekanntschaft aus jenen traurigen Stunden, eines Lehrers —“

„Gewiß, ich erinnere mich,“ fiel Therese ein, „er leistete Ihnen Hülfe und erzählte Ihnen zugleich von einer Verwandten, die aller Wahrscheinlichkeit nach bei der Katastrophe um's Leben gekommen sei.“

Theobald nickte.

„Gut denn — dieser nämliche Mann sollte mir wieder begegnen. Er war zu jenem Krüge gekommen, um nach der Post zu fragen, Neuigkeiten zu hören — ein Gläschen zu trinken vielleicht: was weiß ich! Venuß — wir trafen uns und schüttelten einander die Hände! Er war aber anders als damals, das fiel mir gleich auf: etwas Bekommenes, Gebücktes lag in seinem Wesen; er wollte auch anfangs nicht recht auf die Einzelheiten, welche ich zur Sprache brachte, eingehen. Dann aber mußte er wohl so etwas wie Zutrauen zu mir fassen, das ihm das Gemüth aufthauete, denn gleichzeitig wie sein Benehmen entschlossener

ward, öffneten sich seine Lippen; und was glauben Sie, daß er mir zu sagen hatte?"

Therese zuckte einfach die Achseln, denn es widerstand ihr, eine Aeußerung zu thun, die Theobald auf den Glauben bringen konnte, daß sie seinen bisherigen Mittheilungen mit Interesse oder gar mit Spannung gefolgt sei; und vielleicht wieder machte es die geringe Theilnahme, welche er bei seiner Zuhörerinn fand, daß Solling seiner Frage nicht sofort die eigene Antwort folgen ließ, ja, daß es beinahe scheinen konnte, als beabsichtige er, sein Thema gänzlich zu verändern, denn anstatt in der frühern Weise fortzufahren, sagte er:

„Ich las als Kind oft die Geschichte von einem jungen Weibe, das von einer bösen Fee in eine Höhle verjagt wird, unter dem Fluch, daß ihr das Liebste, was sie auf der Welt hat — ich weiß nicht mehr, war es der Mann, war es ihr Kind? — sterben solle, wenn sie sich nur mit einem Fuß aus dem Gefängniß hervorwage, und die dann, als sie nahe daran war, zu verschmachten oder an ihren Thränen zu ersticken, auf irgend eine Art — ich weiß auch dieß Ende nicht mehr ganz genau — gerettet wird. Ist Ihnen dieß nämlich Märchen vielleicht durch einen Zufall bekannt geworden, Therese?"

„Nun aber, Theobald, ich werde nicht glauben sollen, daß Sie mich herbeschieden haben, um mit mir über Märchen zu sprechen?" rief Therese mit nicht ganz verhehlter Ungeduld.

„Nein, gewiß nicht," entgegnete er rasch. „Ich wollte Ihnen nur Wahres und Wirkliches mittheilen, wenn sich dasselbe auch vielleicht wunderbarer anhören läßt, als jenes Märchen selbst. — Was mir also der Schullehrer erzählte, war, daß unter seinem Dache eine Fremde lebe, seit Monaten schon, genau: seit dem Morgen nach der Unglücksnacht, wo er sie, ohnmächtig und hilflos wie sie gewesen, vom Wege in sein Haus genommen habe. Wer sie sei, wisse nicht er, nicht seine Frau; sie habe ihren Namen nämlich auch später nicht angeben wollen und nur gebeten, daß man sie Frau Anna nenne, wenn es denn doch entschieden sei, daß sie noch eine Weile leben und bei den guten Leuten, welche ihr Mitleiden geschenkt hätten, bleiben solle."

Solling hatte während der letzten Minuten die Augen nicht auf seine Zuhörerinn gerichtet — nur seine Ohren waren Werkzeuge seiner Beobachtung — mit ihnen horchte er auf Theresens hastige, unregelmäßige Athemzüge, und so wußte er, daß jetzt ihre Theilnahme für die Erzählung nicht hinter seiner Erwartung zurückblieb. Ueber ihre Lippen freilich kam noch kein Wort, selbst in der kurzen Pause, die er nun eintreten ließ.

„Sie denken natürlich darüber nach," fuhr er dann fort, „wie es möglich ward, daß der Wille der Unglücklichen so lange durchgeführt, daß ihr Geheimniß, ihre ganze Existenz bis jetzt vor den Augen der Welt verhüllt bleiben konnte! Ich gestehe, auch mir war dieß zuerst ein fast unlösbares Räthsel. Als ich dann aber die Umstände prüfte, sie an einander reihte, da verlor wenigstens diese Seite der Thatsache einen Theil des Wunderbaren. Nehmen Sie an: die Angehörigen konnten, ja mußten vielleicht ihren Tod für gewiß halten und forschten ihr darum nicht nach; — in der öden, menschenleeren Gegend durfte sich ein Dasein lange hinfristen, ohne daß die Welt Kunde von ihm erhielt, und überdieß: den Menschen, welche sie etwa im Hause des Schullehrers sahen, galt sie für die Nichte des Lehrers, die, wie man wußte, hatte kommen wollen, und deren Ende leicht zu verschweigen war. Und was nun die Lehrersleute selbst betrifft: wenn ich ihren eigenen Andeutungen folge, so muß ich sagen, daß wohl mehrere Motive zusammenwirkten, um sie der Unglücklichen willfährig, um sie geneigt zu machen, daß sie nicht allein für sich auf das Eindringen in ihr Geheimniß verzichteten, sondern ihr sogar beistanden, dasselbe nach außen hin völlig zu verleugnen; zuerst das Mitleid, verbunden mit der Ueberzeugung, die sich schnell festgestellt hatte, daß sie wirklich nur unglücklich war und nicht etwa einer Schuld wegen das Licht scheute; dann die Erwägung des eigenen Vortheils — Frau Anna hat sich mit rührender Ausdauer jeder Hülfe in der Schule und im Hause unterzogen —; endlich auch, und nicht zum Wenigsten, der Respekt vor dem feinen, vornehmen Wesen der Fremden! Wenn ich überdieß noch die größere oder geringere Indolenz, welche dieser Art von Leuten eigen zu sein pflegt, in Betracht ziehe, so —"

„Genug! ich bitte Sie, lassen Sie dieß genug sein!" rief Therese in nicht mehr zurückhaltender Erregung aus. „Ich muß die Thatsachen kennen! Wie erfuhren Sie —" „Ei ja, Sie haben Recht!" fiel er ein, „Sie drängen mich dem Kernpunkt meiner Erzählung zu! Was ich Ihnen soeben sagte, hätte erst später seinen Platz verdient; die Hauptsache ist: von der Unglücklichen selbst zu sprechen, von dem Zustande, in welchem ich sie gefunden habe."

„Sie sahen sie, Theobald — Sie selbst? und dort?" rief Therese aus.

„So ist es, Therese," entgegnete er. „Ich sagte Ihnen schon, daß mein Freund, der Schullehrer, Vertrauen zu mir gefaßt hatte; aber ich glaube selbst, daß ihn nur seine eigene innere Noth zu diesem Vertrauen, zu all' seinen Geständnissen zwang. Wo er nicht mehr aus noch ein wußte, wo sein Gewissen sich mit peinlichen Strupeln quälte und er eine weitere Verantwortung nicht tragen mochte, sollte ihm der Mann, welcher ihm vielleicht wohlwollend erschienen war und den er zugleich als Arzt kannte, helfen. Wenn die Fremde — so sagte er mir und meinte dabei, sie müsse

wohl eine Wittve sein, denn sie habe sich einmal ein Wort entschließen lassen, nach welchem sie verheirathet gewesen sei — schon von Anfang an eine große Traurigkeit verathete habe, so wäre es mit derselben nach und nach immer schlimmer und schlimmer geworden und nun — aber ich will mich nicht mit dem aufhalten, was mir der Mann noch von einer Krankheit seines Gastes berichtete, um so weniger, als er offenbar selbst nicht wußte, ob er mehr auf Störungen der geistigen oder der physischen Gesundheit rathen sollte. Bezeichnend war für mich schon die eine seiner Fragen, was wohl aus einem Menschen werden möge, wenn derselbe nicht mehr Speise und Trank nehmen möge? sowie seine Bemerkung, die er an meine Entgegnung, daß ein solcher Mensch natürlich sterben müsse, knüpfte: er glaube fast, daß Letzteres, das Sterben nämlich, gerade der Wille und der einzige Wunsch der fremden Frau sei; einzelne Worte, die sie bisweilen, so schweigsam sie auch sonst bliebe, leise vor sich hin spräche, ließen so etwas vermuten.

„Nun, Therese, daß ich nicht säumte, daß ich mit dem Schullehrer den Weg nach seiner Wohnung einschlug, können Sie sich, denke ich, selbst sagen! Und ich meine beinahe, Sie errathen auch schon alles Uebrige! — Jedemfalls werden Sie die Ahnung haben, wen ich in der zusammengefuntenen, leichenhaften Gestalt, zu der man mich führte, wiederfand, wenn sie auch im ersten Augenblick in dem Dämmerlicht des engen, dumpfen Stübchens, das sie bewohnte und das an eine Gefängnißzelle erinnern konnte, kaum zu erkennen blieb."

Er hielt inne und sah auf Therese, als erwarte er eine Antwort.

„Sprechen Sie selbst es aus, wer es war!" sagte sie mit unsicherer Stimme.

„Wohl denn," entgegnete er, „es war wirklich keine Andere — meine Ahnung hatte mich nicht betrogen! — als meine Reisegefährtin, jene junge Frau, welche lange von mir zu den Todten erzählt worden war! — Nun freilich hinderte sie selbst es, daß ich sie mit Freunden begrüßen, ja sie nur im vollen Sinne gerettet nennen durfte!"

Therese strich sich mit der Hand über die Stirn, welche in wenigen Minuten feucht geworden war.

„Ihr Zustand — wie war er?" rang es sich aus ihrer Kehle.

Er zuckte die Achseln. „Dieser Zustand war traurig genug, Therese! Der Schluß, den ich schon aus den Worten des Schullehrers ziehen mußte, hatte mich nicht getäuscht; — es ließ sich nur nicht genau sagen, ob sie dem Tode oder dem Wahnsinn näher war. Ein Schritt weiter noch, und sie wäre dem einen oder dem andern rettungslos verfallen gewesen."

„Tod oder Wahnsinn!" stammelte sie, während ihr die Kniee zu brechen drohten.

Er beobachtete sie mit einem raschen Blick.

„Sie sind erschüttert, ich sehe es," sagte er, „Sie schenken der Bedauernswerthen Ihre Theilnahme, und gerade diese wollte ich gewinnen, mein Werk verlangte sie, denn daß ich es Ihnen nur sage, Therese: jene unglückliche junge Frau ist nun hier!"

Sie fuhr zusammen.

„Hier?!"

Er ließ ihr nicht Zeit zum weitem Fragen; er fuhr fort zu sprechen:

„Die Leute, welche sie umgaben, waren gut, aber sie hatten keine Ahnung davon, wie sie zu behandeln war. So wäre es eine Art Mord gewesen, wenn man sie dort gelassen, sie nicht so schnell als möglich in andere Pflege gebracht hätte. Mich fesselte ein doppeltes Interesse an ihr Schicksal, das des Menschen und das des Arztes; — Sie werden sich darum nicht so sehr darüber wundern, daß ich mich der Sorge für sie unterzog. Die Schwierigkeiten, welche dagegen sprachen, daß ich sie auf der Stelle mit mir nahm, waren zu überwinden; auch eine Pflegerin für die Dauer der Reise ließ sich erlangen; so war Alles rasch in Ordnung gebracht."

„Aber sie, die Kranke — willigte sie ein, Sie zu begleiten?" fragte Therese.

„Nun freilich — ihr Widerstreben war das größte Hinderniß," entgegnete Solling. „Zum Unglück erkannte sie mich wieder, und wie schon mein Anblick sie aufregte, überschiel sie zugleich die Angst, daß nun auch Andere kommen und sie finden könnten. Allmählig erst gelang es mir, sie zu beruhigen — so weit nur, daß ich ihr von meinen Plänen sprechen durfte. So sanft sie sich dann aber auch in ihrem Wesen zeigte — ich glaube nicht, daß selbst meine berebtesten Worte viel Gehör bei ihr gefunden hätten, wenn nicht etwas von der Furcht in ihr zurückgeblieben wäre, daß sie in ihrem Schlupfwinkel nicht mehr sicher sei. Was mir aber hernach am meisten half, das war jener Zustand traumartiger Apathie, der sie nach Aussage ihrer Pfleger für Stunden und ganze Tage gefangen halten konnte — er war in diesem Fall wohl als natürliche Folge der anfänglichen Aufregung eingetreten — und in dem sie sich fast vollständig willenlos verhielt. Es bleibt sich ja gleich, wo ich sterbe! Das Wort, welches sie endlich matt und mit niedersinkendem Haupt murmelte, konnte mir als ihre Einwilligung gelten, daß ich ihr Schicksal in meine Hand nähme — und das habe ich denn von jener Stunde an gethan, Therese."

(Schluß folgt.)

Die Samoainseln.

(Bilder S. 380.)

Zu den Inselgruppen, welche unbegreiflicherweise von fremden Nationen fast ganz unbeachtet geblieben sind, obwohl sie durch ihre wichtige geographische Lage und ihre reichen natürlichen Hülfsmittel zur Entwicklung einer bedeutenden volkswirtschaftlichen Thätigkeit berufen sind, gehören nach der Ansicht fast aller Sachverständigen auch die Samoa- oder Schifferinseln. Sie liegen nordöstlich von den Fidjiiinseln, im äußern ostaustralischen Inselgürtel zwischen dem 13. und 15. Grad südlicher Breite und dem 168. und 173. Grad westlicher Länge, und bilden eine beträchtliche und gut besiedelte Inselgruppe mit einem Gesamtareal von 240 deutschen Meilen. Die Inseln sind im Allgemeinen hochragend und von Korallenriffen umgeben. Die Ufer sind flach, die Centralpartien enthalten Berge. Der Boden ist sehr fruchtbar und bringt eine unendliche Mannigfaltigkeit von Kolospalmen, Orangen, Bananen und anderen Fruchtbaumen hervor. Drei größere und mehrere kleinere Inseln bilden diesen Archipel: Savaii mit über 1000 Meter hohen Bergen; Upolu enthält den Haupthafen und die Hauptstadt der ganzen Gruppe, Apia, hier befindet sich auch der Bit von Tafua, 800 Meter hoch, ein völlig runder Lavafegel, dessen Krater vollständig von einem dichten Walde erfüllt ist; Tutuila mit bis 1000 Meter hohen, mit reicher Vegetation bedeckten Bergen. Die anderen hieher gehörigen Inseln, wie Manono, Ofu, Manua u. a. sind unbedeutend.

Die Samoainseln sind die lieblichsten, anziehendsten und fruchtbarsten aller Südseeinseln. Die schon erwähnte Fruchtbarkeit des Bodens ist derart, daß die Kultur tropischer Gewächse die üppigsten Erträge gibt und daß die Beschaffung des Lebensunterhaltes hier leichter ist als sonstwo auf der Erde. Schon Ende der fünfziger Jahre betrug die jährliche Ausfuhr (Kofosnuzöl) 400,000 Mark, der Import ausländischer Waaren 600,000 Mark.

Die Zahl der Bevölkerung dieser Inseln ist nicht genau bekannt, scheint jedoch 100,000 Seelen nicht zu übersteigen. Die Bewohner standen ehemals in dem besondern Rufe der Hinterlist und Wildheit, indem im Jahr 1788 zwölf Begleiter des französischen Seefahrers La Peyrouse durch die Insulaner von Manua erschlagen wurden. Auch heute noch soll die Liebhaberei für Menschenfleisch dort noch nicht ganz erloschen sein. Die Samoaner sind unter allen Mitgliedern der polynesischen Rasse die schönsten und übertreffen alle anderen durch Eigenschaften, welche von einer gewissen Civilisation zeugen. Sie sind bemerkenswerth durch Reinlichkeit und keuschen Anstand; ihre öffentlichen Zusammenkünfte zeichnen sich durch ein würdevolles Benehmen aus, an welchem sich manche Volksversammlungen in Europa ein Beispiel nehmen könnten; selbst im Kriege sind sie für die Einflüsse von Religion und Ueberzeugung nicht ganz unzugänglich.

Der erste Missionar, der diese Inseln besuchte, war im Jahr 1830 Williams, begleitet von dem Missionar Barff und acht anderen Leuten. Im Jahr 1839 zählte man auf Upolu etwa 20,000, auf Savaii 12—13,000 Christen, auf Manono hatten sich alle Einwohner, etwa 1000, vom Heidenthum abgewandt; gegenwärtig bekennet sich die Mehrzahl der Samoaner zum evangelischen Glauben.

Im Jahre 1872 nahmen die Vereinigten Staaten von Nordamerika ein Protektorat über die Samoagruppe an sich und 1875 wurde die erste geordnete Regierung organisiert, bestehend aus einem auf vier Jahre gewählten König und einem Parlament. Bald darauf jedoch beleidigte der König das Parlament, indem er seinen Premierminister Steinberger entließ und dafür abgesetzt wurde. Man vergaß, einen neuen Herrscher zu wählen, so war das Parlament die allein regierende Macht, und dieser Zustand der Dinge wurde von den Vereinigten Staaten und von Deutschland anerkannt. Dann brach ein Aufruhr aus, aber endlich wurden die Ansprüche eines Parteihäuptlings, Königs Malietoa, mit General Bartlett als Premier, von allen fremden Konsuln unterstützt. König Malietoa starb am 8. November 1880, und Samoa befindet sich in einem Zustand der Anarchie, mit Ausnahme des neutralen Bodens, auf welchem die amerikanischen, englischen und deutschen Konsuln gebieten.

Für Deutschland dürfte es über kurz oder lang eine Nothwendigkeit werden, wenn auch nicht Verbrecherkolonien, so doch Flottenstationen und ozeanische Stütz- und Sammelpunkte zu haben. In dieser Beziehung beschäftigten im Jahre 1880 die Samoainseln das deutsche Parlament. Das Hamburger Großhandlungshaus Godefroy, welches einen sehr beträchtlichen Grundbesitz auf den Samoainseln sein eigen nennt, erlitt einiges Mißgeschick, und es wurde in Anregung gebracht: das deutsche Reich möchte besagten Grundbesitz zur Errichtung einer Flottenstation erwerben. Trotz wärmster Befürwortung neigte sich die Majorität des Reichstags der Ansicht zu: das Unternehmen möchte sich im Laufe der Zeit als eine „vertraute Gränzung" erweisen.

Der Vorschlag wurde abgelehnt. Vielleicht wäre es eine zweite Auflage des englischen Südseeprojekts (South-Sea Bubble) von 1720 geworden, vielleicht aber eine weitere Stufe deutscher Machtentfaltung. Dieß zu entscheiden, muß Verufeneneren überlassen bleiben.

Unsere Illustrationen zeigen einen angesehenen Häuptling, Leumann ist sein Name, nebst seiner Frau, ferner zwei Typen von Eingeborenen im jugendlichen Alter und den Einblick in ein Dorf; einer Erklärung bedarf eigentlich nur der Siva oder Sivatanz. Er wird von den Frauen ausgeführt, die abwechselnd schnell und langsam einen erklüftesten Trauergesang anstimmen und in demselben Takte Arme, Hände und Finger bewegen. Andere Personen geben durch Händeklatschen oder Stäbchenschlagen eine Art Begleitung dazu.

Gedenkwers.

Was malträtiert ihr unsre Zeit
Und wiederholt lang und breit,
Daß dieß Jahrhundert nicht geschieht,
Ihr argen Schwärzer?
Es gab von je und gibt auch heut
So Wein, wie Kräuter.



Aus allen Gebieten.

Unsere Wappenzeichen.

Wenn wir Wappenzeichen so verstehen, daß sie die bildlichen Kennzeichen der Geschlechter oder bestimmter Personen vorstellen, so sind wir im Stande, sie bis in das graueste Alterthum zurückzuführen.

Schon im Alten Testament stießen wir im 1. Buch Mose 38. Kapitel 18. Vers auf Juda „Siegel“, welches Thamar sich als Liebespfand bedang, und daß der Ring, den Pharaos Joseph gab (1. Buch Mose 41.—42. Vers), ein Zeichen oder Symbol königlicher Würde getragen, darf wohl als eine Selbstfolge angesehen werden.

Wie dieß sich nun auch verhalten mag, so viel steht jedenfalls fest, daß die Wappenzeichen sehr alt sind, aber daß dieselben eigentlich erst während der Kreuzzüge und bei den im Mittelalter üblichen Turnieren ihre größere Bedeutung gewannen.

Da das Gesicht des Ritters im Allgemeinen hinter dem geschlossenen Helmvisir verborgen war, wurde es für ihn notwendig, Zeichen herzustellen, durch welche er sich kenntlich machen konnte.

So entstanden nach und nach die Schildzeichen. Der Ritter wählte damals fast immer selbst sein Schildzeichen, aus welchem Grund die Motive zu diesen Bildern sich höchst verschiedenartig gestalteten.

Diese Schildbilder u. s. w. wurden während des spätern Ritterwesens nach bestimmten Gesetzen und Regeln bezüglich des Stoffes und der Form des Schildes, der Eintheilung desselben, der Farben der Bilder, des Platzes in dem Schilde u. s. w. geordnet, und diese Regeln entwickelten sich allmählig zu einer förmlichen Wissenschaft, die sogenannte „Heraldik“, welche wiederum große und sehr bedeutende Werke erzeugt hat.

Der Gebrauch der Wappen der Jetztzeit wurde, wenn ich mich so ausdrücken darf, modern namentlich im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert; es ging derselbe sogar auf die wohlhabenden bürgerlichen Geschlechter über, und wir treffen auch mehrere tausend aus jenen Jahrhunderten herrührende Wappen, welche angesehenen bürgerlichen Familien gehört haben.

Wir dürfen nicht vergessen, daß die Wahl des Wappens ursprünglich eine vollständig freie war. Jeder Häuptling, jeder Kreuzfahrer und Ritter hatte das Recht, sein Schildzeichen selbst zu wählen; erst später ging dieß Recht als eine Art von Monopol auf die Monarchen und Fürsten über.

Erst spätere Zeiten mit ihrer vorwärts strebenden Civilisation ebneten nach und nach diese Verhältnisse, bis endlich in der jüngsten Zeit die Sonne der Freiheit Gleichberechtigung aller Stände brachte.

Dieß durch also sind wir gewissermaßen auf den ursprünglichen Standpunkt zurückversetzt, so daß Jeder frei und unbehindert ein Wappen sich erwählen und führen darf, und der Grund, weshalb bisher so Wenige dieses Recht in Anwendung gebracht haben, dürfte zweifelsohne lediglich darin zu suchen sein, daß man den Nutzen nicht begriffen hat, den in genealogischer Beziehung der allgemeine Gebrauch von Wappenzeichen mit sich führen würde.

Das eine Geschlecht löst das andere ab, und nach drei bis vier Generationen sind wir (wenn wir auf die Gesellschaft im Allgemeinen hinblicken) vollständig vergessen. Wenige von uns kennen ihre Urgrosväter väterlicher- und mütterlicherseits, und nicht eine von je fünfzig Familien weiß von ihren Ur-Urgrosvätern Bescheid.

Verhältnisse hinein, als die vielen gleichlautenden Familiennamen.

Wer wäre wohl im Stande, nur die Familien dieses Jahrhunderts, „Schulze“, „Müller“, „Mayer“, auseinander zu halten? Ein wesentliches Mittel aber, die Geschlechter auseinander zu unterscheiden und speziell zu bezeichnen, besitzen wir in den Wappenzeichen, und es ist daher unverstänlich, daß diese Zeichen nicht häufiger und selbstverständlich auch von bürgerlichen Familien benutzt werden.

Es ist merkwürdigerweise eben das freie und aufgeklärte Nordamerika, dem zuerst der Nutzen der Wappen in dieser Hinsicht eingeleuchtet zu haben scheint. In New-York besteht ein heraldisches Kabinett, und in Ohio und Pennsylvanien ist es speziell üblich geworden, über dem Hofthor ein Familienwappen anzubringen.

Das Haus A. „zum blauen Stern auf goldenem Grunde“. Das Haus B. „zum silbernen Kreuz auf rothem Grunde“.

Die Familie M. mit „den drei schwarzen Flügeln im silbernen Schilde“. Die Familie N. mit „dem goldenen Kreuz“. Herr V. mit „der Adlersklaue im goldenen Schilde“ u. s. w.

Wenn indessen Jeder von uns sammeln würde, was noch gesammelt werden kann, und wenn jedes Geschlecht des Ferneren den Anlaß durch ein Wappenzeichen zusammenknüpfen würde, — dann wäre nichts verloren, wohl aber sehr viel gewonnen.

Obstgarten.

Jeden Frühling, wenn die jungen, hochstämmigen Bäume wieder neu angebunden werden, müssen auch ihre Kronen zweig wiederholt zurückgeschnitten werden; man suche schon von Anfang an eine im Innern hohle und leichte Krone dadurch zu bilden, daß man alle in dieselbe einwachsenden Zweige zeitig entfernt; auch die übrigen Kronenzweige werden auf drei bis vier, bei Rärtern auf vier bis sechs Augen über einem nach außen stehenden Auge zurückgeschnitten, wobei alle Schnitte an dem letzten noch stehenden bleibenden Auge so geführt werden müssen, daß die Spitze des letzten, einem Zweige verbleibenden Auges dahin sehe, wohin man den neuen, aus demselben kommenden Trieb lenken will.

Schlamm in Weinfässern.

Um den Geruch des Schimmels aus den Weinfässern zu entfernen, wird der Senf als vortreffliches Mittel in der „Italia agricola“ anempfohlen. Per 10 Hektoliter Faßraum werden 100 Gramm Senf in das Faß gegeben, darauf siedendes Wasser (10 Liter per 10 Hektoliter Faßraum) und das Faß hermetisch verschlossen.

Ritt für Eisenheile, welche der Hitze ausgesetzt sind.

Um zersprungene eiserne Ofenplatten, Feuerthüren u. s. w. zu kitteln, soll man nach dem „Prakt. Maschinenkonstrukteur“ fein gepulvertes Eisen (Linatura ferri) mit einer konzentrierten Wasserglaslösung zu einem dicken Brei anrühren und damit die zu verkittenden Theile oder Fugen bestreichen.

Rösselsprung.

A word game table with 8 columns and 8 rows of letters. The letters are: Row 1: de, grünt, ne, dich, ter, nach-, ge-, schluß-; Row 2: son-, schon, spricht, es, jog-, jend, jun-, men; Row 3: und, wal-, auch, laßt, ti-, un-, de, lang-; Row 4: hdr-, die, saß, dem, trü-, ne, som-, ger; Row 5: jung-, in, ich, gall, her-, heb, lig-, th-; Row 6: doch, be-, fröh-, ter, hü-, rz, stüb-, wül-; Row 7: be, wie, men, luf-, dein, sei, ist, so-; Row 8: klom-, lich, lie-, du, lau-, test, und, ling.

Keine Korrespondenz.



A. B. 17. Sie brauchen ja nur der jungen Dame zu beweisen, daß der Brief nicht von Ihnen ist.

Richtige Lösungen von Räthseln, Charaden, Rässelsprängen u. s. w. sind uns zugekommen von: Frln. Amalie Pals, Cera; Rosina Wihlidal, Prag; Bertha Blinzler, Würzburg; Frau Josephine Kauter, Wien; Frn. Dobler, Steinort; A. Pawmann, Biala; G. Braun, Berlin; W. Müller, Frankenthal; W. Strohmeyer, Wernigerode; A. Carlisch, Prag; R. Hoffmann, Biellig; F. Reidig, Daren; C. Bad, Melfungen; A. Nitsche.

B. in Dänemark. Die Methode ist zu empfehlen; auch Rosenhals' Meisterhaftigkeit (Leipzig, Rosenthal). Frn. C. R. in R. bei B. Wie man Tabak baut und fermentirt — glauben Sie, daß wir dieß in zwei bis drei Zeilen erledigen könnten? Diese Anfrage ist für die „Illustr. Welt“ nicht geeignet.

Frau Elise Garten, Brun. Deutsche Grammatik von Beder (Prag, Tempel). Frn. G. Stutemann in Rdn. Jeder Eisenhändler gibt Ihnen hierüber Auskunft.

Frn. Otto Bähler in Ulm. Unbedenklich jedem Mädchen. Diese illustrierte Literaturgeschichte ist bei Spomer in Leipzig erschienen.

Abonnetin in G. Wie sollen wir wissen, auf welche Weise „Briefe einer jungen Dame, die interessanten Stoff für einen Geschichtsforscher enthalten“, zu verwerthen sind? Diese Briefe müßte man doch erst einsehen.

Frn. Christian Hagen in Baren. Nein — nur in dieser Form vorhanden.

H. B. in M. Vielleicht kennt einer unserer Leser eine Bezugsquelle für Celluloidwäse.

Abonnet J. G. in Frankfurt wünscht die Adresse einer Fabrik für präparierte Kohle zum elektrischen Gebrauch zu erfahren.

Frn. C. G. in St. Hinsichtlich Ihrer Anfrage über den deutschen Beamtenverein erhalten wir folgende Auskunft: Der deutsche Beamtenverein besteht seit dem 1. Dezember 1877 und zählt gegenwärtig weit über 2000 Mitglieder, welche sich auf 230 Städte des deutschen Reiches vertheilen. Derselbe hat bisher nur eine Spar- und Darlehenskasse, welche im Jahr 1879/80 einen Umsatz von 180.000 Mark hatte; dem Ministerium liegen aber seit geraumer Zeit Reglements zu einer Pensionszulage, Sterbe- und Krankenkasse zur Genehmigung vor; diese drei Kassen treten nach der Genehmigung sofort in's Leben. Der Verein gibt eine Zeitung („Deutsche Beamtenzeitung“) heraus, welche wöchentlich einmal (Sonnabends) erscheint. Frankfurter Anfragen aller Art werden schnell und eingehend beantwortet vom Vorstande des deutschen Beamtenvereins, Berlin SW., Schützenstr. 15 II. A. B. 27.

Ärztliche Korrespondenz.

Frau L. R. in G. Die Befolgung der in dem Bülletin, betitelt: „Aerpalens“, von Professor Vogel zu Halle, welches wir schon oft empfohlen haben, angegebenen Rathschläge wird auch Ihnen von Nutzen sein. Lassen Sie sich daher die oben erwähnte Druckschrift, Verlag von Deuticke in Berlin, zum Studium kommen. — Dr. St.

Frn. C. H. in Hamburg. Hören Sie sich vor der angefragten, in den Zeitungen angepriesenen medizinischen Literatur und wenden Sie sich persönlich an einen Arzt. — Dr. St.

Frn. J. H. in Wdd. Ohne persönliche Untersuchung von Seiten eines Arztes ist es nicht möglich, Rath zu ertheilen. — Dr. St.

Frn. W. S. in A. Allerdings können Sie radikale Heilung finden, jedoch nur nach persönlicher Untersuchung von Seiten eines tüchtigen Arztes für Rheumatis. Wenden Sie sich in Wien an Professor Dr. Moriz Benedikt. — Dr. St.

Abonnetin R. in L. Die Anwendung des Othellensins für das frönlische Nasenleiden kann nur durch einen erfahrenen Arzt bewerkstelligt werden. Solche Prozeduren selbst vorzunehmen, kann gefährlich werden. — Dr. St.

Frln. P. in G. Die kalten Abreibungen werden Ihnen gewiß nicht schaden. Die übrigen Anfragen können ohne persönliche ärztliche Untersuchung keine Erledigung finden. — Dr. St.

Frn. V. G. in G. I) Für die erste Anfrage gibt es kein Heilmittel, da der Zustand ein von Natur aus der betreffenden Persönlichkeit eigenthümlicher und, wie Sie selbst mittheilen, ein Familienereb ist. Derartige Abnormitäten in der äußeren Erscheinung muß eben Mancher in den Kauf nehmen. 2) Zum Ausfüllen des Mundes und zur Beseitigung des üblen Geruchs dient eine Lösung von 1 Gramm Salicylsäure auf 50 Gramm Alkohol und davon dem Mundspülwasser 20—25 Tropfen auf das Glas zugefetzt. 3) Ihre dritte Anfrage ist für Erledigung in öffentlicher ärztlicher Korrespondenz nicht geeignet. — Dr. St.

Frn. O. R. in Lauterburg. Ohne persönliche Untersuchung läßt sich das beschriebene Fußleiden nicht beurtheilen. Für alle Fälle wird es gut sein, Sie wenden sich an einen tüchtigen Arzt, der mit chirurgischen Verhältnissen vertraut ist. — Dr. St.

Antworten.

Auf 7) und 8): Weißes Wachs wird durch Terpentin aufgelöst zu einer Salbe, diese wird mit einem wolkigen Lappen auf das Wadestuch sehr dünn aufgetragen und dann mit verschiedenen leinenen Lappen abgerieben, bis der letzte Lappen rein bleibt; mit dieser Salbe kann man Fuß- und Nagelgeschwülste auf dieselbe Weise behandeln, wodurch der neue Glanz hergestell wird. Frau Kaufmann.

Redaktion: Carl Hallberger. Druck und Verlag von Edward Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Graf Räderohl, Roman von Johannes van Dersa. Fortsetzung. — Palmsonntag, Gedicht von Max v. Schenkendorf. — Die Ueberführung der Jugend in der Schule, Vortrag, gehalten im Berliner Handwerkerverein von Semlitzsch Dr. A. Wenzelstein. — Eine hübsige Jagd. — Das Wadestuch Rem-Forts. — Neue Verabredungshöhe. — Ein dunkler Schatten, Erzählung von F. V. Keimar. Fortsetzung. — Die Samsaineln. — Oerenters. — Aus allen Gebieten. — Rösselsprung. — Kleine Korrespondenz. Illustrationen: Rdn. nach einem Gemälde von Landöjer. — Palmsonntag, Originalzeichnung von G. Knob. — Lustige Jagd, nach einem Gemälde von G. Wännenberg. — Bilder von den Samsaineln. — Zwei Eihouetten.

